

DEUTSCHE RUNDSCHAU

RUDOLF PECHEL

Kanada

* * * *

Eine christliche Partei in der
Entscheidung

WALTHER HOFER

Hitler und der Osten

PIERRE HUBAC

Karthago

FRITZ USINGER

Walter Benjamins Schriften

ALFRED WEBER

Der Beitrag der Juden
zur Menschheitsgeschichte

WOLFDIETRICH SCHNURRE

Der Rattenprinz

8

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

83. JAHRGANG · BADEN-BADEN · AUGUST 1957

AUGUST 1957

RUNDSCHAU

„Hundert Blumen...“ (761) — Chruschtschews Coup (762) — Das Commonwealth (763) — Spectrum Austriae (764) — Freiburger Feier (767) — Vom Fels zum Meer (767) — Hermann Muckermann 80 Jahre (768) — Schalom Asch † (769)

AUFSÄTZE

<i>Harry Pross</i>	<i>Walther Hofer</i>
Der dritte Faktor 771	Hitler und der Osten 798
<i>Thomas O. Brandt</i>	<i>Pierre Hubac</i>
Amerika: Die Relativität des Absoluten 779	Karthago 803
<i>Rudolf Pechel</i>	<i>Fritz Usinger</i>
Kanada 782	Walter Benjamins Schriften . . . 807
* * * *	<i>Alfred Weber</i>
Eine christliche Partei in der Entscheidung 789	Der Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte 814

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (837)

GEDICHTE

Leonore Germann (836) — Jochen Hoffbauer (847)

PROSA

<i>Max Barth</i>	<i>Kristiane Schäffer</i>
Begegnung auf der Straße 840	Morgen am Fluß 842
<i>Wolfdietrich Schnurre</i>	
Der Rattenprinz 845	

LITERARISCHE RUNDSCHAU

v. Unruh (848) — Borchardt (851) — Hemingway (852) — Giraudoux (853) — Hesse (853) — Drewitz (854) — Heuschele (854) — Reding (855) — Capek (855) — Debran (856) — Ortega (856) — Einstein (857) — Schlehta ed. (857) — Diem (858) — Durant (858) — Heinemann (859) — Hyde (860) — Ludwigsburger Beiträge (860) — Hofer (861) — Erfurth (862) — Leder (863) — Dignath (864) — Koordinierungsrat ed. (865) — Borelli/Starck (865) — Besson (866) — Hinweise (867).

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zusätzlich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

„Hundert Blumen ...“

Die Chinesen haben in ihrer Jahrtausende alten Geschichte Systeme voll hoher Weisheit und Moral entwickelt, die auf andere Völker eingewirkt haben. In der Praxis aber haben sie in den letzten Jahrhunderten davon kaum Gebrauch gemacht. Die Ergebnisse ihres Denkens blieben Theorie. Jetzt hat Mao Tse Tung es gewagt, nachdem eine Periode der chinesischen Revolution wohl als abgeschlossen gelten kann, nicht nur freiheitliche Pläne in blumiger Sprache zu verkünden, sondern im selben Atemzug mit einem unvorstellbaren Zynismus ohne jedes Bedauern erklärt, daß zur Durchsetzung der Revolution die Hinrichtung von 800 000 Chinesen notwendig gewesen wäre, sodaß seine „hundert Blumen“ doch recht blutbefleckt sind. Dabei stimmen seine Zahlen nicht. Ein guter Kenner Chinas, der katholische Priester Mark Tennien, gibt die Zahl der Umgekommenen auf Grund genauer Kenntnis mit 7 Millionen an. 7 Millionen Menschen, jeder Sohn einer Mutter, sind also kaltblütig hingeopfert worden, um ein fragwürdiges System zur „Beglückung des Volkes“ aufzurichten.

Wir brauchen ja aber nicht nach dem Fernen Osten zu gehen. Was in der Sowjetunion geschah durch die Vernichtung von Millionen und was heute in dem Ungarn Kaders vor sich geht, sind Greuel, die sich mit den im Namen des deutschen Volkes von Hitler verübten Verbrechen messen können. Sie sind kein Sonderfall in der Geschichte der Menschheit mehr, die ja eine Kette von Blut, Tränen und Verbrechen ist.

Tausende von Studenten und jungen Arbeitern sind aus Ungarn in die Sowjetunion deportiert, um dort zu Grunde zu gehen, weil das System Kadar die Vernichtung der jungen Elite zum Ziel hat, was Kadar offen zugibt. Viele sind zu Märtyrern geworden. Kadar legt sich wohl keine Rechenschaft darüber ab, wie gefährlich es für ein Gewaltregime ist, wenn unter den Märtyrern Frauen sind. Der Name der hingerichteten jungen Studentin Ilona Toth ist zu einem Symbol geworden, in dem einmal die Freiheit auch in Ungarn siegen wird.

Hilde Benjamin und der blutige Staatsanwalt Melsheimer können vor Neid erblassen, da die große Todesstrecke, die sie im Namen des Unrechts bewirkt haben, nicht annähernd an die Verbrechen Mao Tse Tungs und Kaders, vom Kreml ganz zu schweigen, heranreicht.

Es schien so, als die blutige Niederwerfung der ungarischen Freiheitskämpfer durch Sowjetpanzer, gegen Wehrlose eingesetzt, begann, als ob das Gewissen der Menschheit wieder erwacht wäre. Nun liegt der Ungarnbericht der Kommission der UNO vor. Zwar wird er überall in der ganzen Welt mit Abscheu diskutiert, Konsequenzen werden aber nicht gezogen. Es steht schlecht um eine Menschheit, die es nicht wagt, die Verbrecher an der Menschheit wenigstens moralisch zu ächten. Vielleicht liegt das mit daran, daß wohl in der ganzen Welt Mitgefühl sich regt, wenn ein großes Flugzeug- oder Bergunglück einige Opfer fordert. Wenn aber die Zahl der Toten und der Ermordeten

über eine gewisse Grenze und damit über menschliches Fassungsvermögen hinausgeht, so ist das bei der Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen nicht mehr Gegenstand des beunruhigten Gewissens, sondern eine Angelegenheit der Statistik. Die Hoffnung, daß hier ein grundlegender Wandel eintreten könnte, ist unter den Nullpunkt gesunken.

Chruschtschews Coup

Die letzten Ereignisse in der UdSSR haben natürlicherweise neue Verwirrung hervorgerufen, insbesondere weil die Stalinisten Molotow und Kaganowitsch plötzlich mit Malenkow zusammengebracht wurden, der mit ihnen nur den Gegensatz zu Chruschtschew gemeinsam hatte, ja sogar mit Schepilow, der doch als ein Mann Chruschtschews galt. Außerdem hatte man nicht angenommen, daß Chruschtschew die Kraft zu einer solchen Aktion haben werde. Eine Stellungnahme sei kurz in Thesenform gegeben.

1. In den Spalten dieser Zeitschrift wurde darauf hingewiesen, daß Chruschtschew sich der Anti-Stalin-Kampagne später, wenn auch dann mit besonderer Intensität, anschloß, und daß gerade aus seinem Munde die Angriffe auf den Personenkult unter Stalin einen eigenartigen Klang hatten. Er ging zwar in den Angriffen viel weiter als die anderen und rief gerade dadurch Opposition hervor, aber seine Verurteilung des Einmann-Regimes wirkte nicht ganz überzeugend, da er gerade den XX. Parteitag mit seinen Anhängern besetzt hatte und seine eigene Personalpolitik auf allen Gebieten, in Partei und Verwaltung, Wirtschaft und Diplomatie, mit großer Vorsicht sogar in der Wehrmacht betrieb. Hatte er damals seine eigenen Motive, als er gegen den Personenkult wettete? Daran erinnert man sich heute. Nachdem er alle, die ihm gefährlich werden können, beseitigt hat, befindet sich jedenfalls die UdSSR erneut auf dem Wege zum Einmannregime, und das ist, neben dem Terror, fraglos ein Hauptmoment des Stalinismus, dessen Wiederherstellung Chruschtschew seinen Widersachern zur Last legt. Es ist aus mit der kollektiven Führung.

2. Diese Entwicklung ist nicht gradlinig verlaufen. Einmal hatte er Titos Hilfe in Anspruch nehmen müssen, als die alte Garde ihn für die Folgen seiner Experimente verantwortlich machte. Ein anderes Mal rettete ihn Mao Tse Tung. Die Ereignisse in Polen und Ungarn schienen Chruschtschew den Todesstoß zu geben; er war der Sündenbock, und die Restalinisierung schien unaufhaltsam. Molotow übernahm die Staatskontrolle. Schepilow ging auf die Seite der vermeintlichen Sieger über. Perwuchin und Saburow sollten Chruschtschew auf dem wirtschaftlichen Gebiet in die Enge treiben. Was hat ihn inzwischen so gestärkt? Dafür reicht Mao Tse Tung, dessen Besuch bevorsteht und ein großes Ereignis sein wird, als Erklärung nicht aus. Auch nicht, daß sich der Stalinist Suslow und Malenkows Freund Mikojan jetzt an den Stärkeren halten, daß Frau Furtsewa von der Moskauer Partei, der Ukrainer Kiritschenko und der schon als ausrangiert erachtete Kuusinen jetzt, zusammen mit Zweit- und Drittrangigen, hinter ihm stehen. Aber Chruschtschew sicherte sich die Hilfe der Armee (Shukow, Konjew, Werschinin, Nedelin, Gortschkow und Scheltow, während Wassiliewskij und Rokossowskij abseits zu stehen scheinen).

3. Chruschtschew hat Molotow die Störung der Verständigung mit dem Westen vorgeworfen. Moskau will und braucht eine Atempause. Aber das bedeutet nicht, daß es sein Ziel aufgibt oder aufhört, jede schwache Stelle auszunutzen, Unruhe zu stiften und Zersetzung zu betreiben, besonders im Mittleren Osten. An die Stelle der Starrheit tritt Elastizität, aber auch Unberechenbarkeit. So werden Gefahren verringert und gleichzeitig vermehrt, zumal es dann bei einem gefügigen Politbüro keine Hemmungen mehr gibt. Chruschtschew will aber auch die Differenzen im Ostblock ausgleichen, da Tito, Gomulka und Mao grade durch Molotows Starrheit von Moskau weggetrieben wurden.

4. Chruschtschew hat mit seiner Reform der Wirtschaftsverwaltung die Feindschaft der Wirtschaftsbürokratie auf sich geladen; das ist es, was Kaganowitsch und Malenkov zusammenbringt, obwohl die Ausgangspunkte verschieden sind. Ob er, mit Subalternen wie Kusmin, diese Pläne meistern kann oder ebenso scheitert wie einst in der Landwirtschaft, muß man abwarten. Es ist ein Einmannregime ohne die Statur Stalins. Scheitert dieser Versuch, dann bleibt — nur die Militärdiktatur, der offene „Thermidor“. Shukow hat an Gewicht gewonnen. Und er ist der Mann, der sagte, daß es in einem Atomkrieg keine Sieger geben würde.

Das Commonwealth

Die Konferenz der Premierminister des Commonwealth, die vom 26. Juni bis 5. Juli in London abgehalten wurde, ist ohne Sensation verlaufen, verdient aber trotzdem die Aufmerksamkeit aller derer, die sich eher mit den Grundströmungen der politischen Entwicklung als mit den spektakulären Tagesereignissen beschäftigen. Zunächst ist festzuhalten, daß diese Konferenz, die auf eine britische Initiative zurückging, in erster Linie gar nicht dem Meinungsaustausch der Mitgliedsstaaten dienen sollte, sondern der Sicherung des britischen Kabinetts und zumal seines Premierministers Harold Macmillan. Dieser verspürte unmittelbar nach dem Sturz seines Vorgängers Eden und nach den schweren Erschütterungen, welche das Suez-Unternehmen dem Ansehen Großbritanniens beschert hatte, das dringende Verlangen, sowohl seine persönliche Stellung wie auch das Prestige seines Landes durch eine Demonstration des Commonwealth zu festigen.

Dieser Absicht ist ein gewisser, wenngleich begrenzter Erfolg beschieden worden. Über Suez wurde auf der jüngsten Konferenz nicht mehr gesprochen. Dazu hat freilich in der Hauptsache der Regierungswechsel in Kanada beigetragen; wäre nämlich der liberale Premierminister St. Laurent in London erschienen, so hätte doch wohl noch eine Art von Nachspiel zur Suez-Affäre stattgefunden. Der konservative Diefenbaker aber hat nicht nur darauf verzichtet, sondern vielmehr alles getan, um die Bande zwischen Mutterland und Kanada enger zu knüpfen und um überhaupt die Idee des Commonwealth wieder in ein helles Licht zu rücken. Das zweite Ereignis der Konferenz war das Auftreten Dr. Nkrumahs, des Premierministers von Ghana, das zum ersten Mal als gleichberechtigtes Mitglied des Commonwealth an einer solchen Konferenz teilnahm. Der schwarze Regierungschef der ehemaligen Kolonie Goldküste hat sich in London durch sein taktvolles Auftreten viele Sympathien

erworben. Besonders bemerkenswert war, daß er den Außenminister Louw der Südafrikanischen Union — der anstelle des etwas demonstrativ ferngebliebenen, streitbaren Premierministers Strijdom erschienen war — zum Essen einlud und daß Louw, der in seinem Lande nicht einmal mit einem Neger in demselben Autobus fahren darf, dieser Einladung Folge leistete.

Solche versöhnlichen Gesten können allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Commonwealth einem grundlegenden Wandel unterworfen ist. Die jetzt abgehaltene Konferenz war die letzte, bei der die weißen Mitgliedstaaten in der Mehrheit waren. Beim nächsten Mal werden Malaya, die Westindische Föderation und möglicherweise auch schon Nigeria neben Indien, Pakistan, Ceylon und Ghana am Konferenztisch erscheinen. Es war daher vielleicht verständlich, daß Australiens Premierminister Menzies diesmal in London seinem Kollegen Macmillan vorschlug, eine Art von „innerem, weißem Ring“ zu bilden. Es zeugt für Macmillans überlegenen politischen Sinn, daß er diesen Gedanken sofort entschieden ablehnte. Er hatte erkannt, daß dadurch der Grundzug des Commonwealth verfälscht und seine Existenz überhaupt aufs Spiel gesetzt werden müßte.

Trotzdem bleibt die Frage offen, wie sich die wachsende Zahl der farbigen Nationen im Commonwealth auf dessen Bestand auswirken wird. Die Konferenz konnte und wollte darauf keine Antwort geben. Die Briten vertrauen in der Mehrzahl darauf, es werde sich hierfür wie für so viele Probleme ihrer Geschichte schon irgendeine Lösung finden. Das mag sein, doch übersieht man in London nicht, daß von der Antwort auf diese Frage die Haltung Großbritanniens gegenüber dem europäischen Kontinent entscheidend beeinflusst werden muß. Wenige Tage nach der Konferenz hat Macmillan in einer Rundfunkrede erklärt, Großbritannien werde sich, falls es vor die Wahl zwischen Commonwealth und Europa gestellt werde, immer für das Commonwealth entscheiden. Das ist nichts Neues und gilt unbedingt für das Commonwealth in seiner heutigen Form. Ob es auch in zehn oder zwanzig Jahren noch richtig sein wird?

Spectrum Austriae

„Es ist nicht gleichgültig, ob man von gestern oder als Mark des Heiligen Römischen Reiches elfhundert Jahre alt ist und seine Idee in dem einen Falle von den römischen Kaisern, im andern von Karl dem Großen, ihren Nachfolgern im Imperium, herhat, und dies in der Form, daß das Wesentliche dieser Idee nie abgelenkt wurde, sondern sich als ein Unzerstörbares im Vorbeirauschen von zehn und zwanzig Jahrhunderten erhielt. Das Wesen dieser Idee, kraft dessen sie die Möglichkeit in sich trug, die Jahrhunderte nicht nur zu durchdauern, sondern mit einer immer wieder verjüngten Miene aus dem Chaos und den Kataklysmen der Geschichte aufzutauchen, liegt in ihrer inneren Polarität: in der Antithese, die sie in sich schließt: zugleich Grenzmark, Grenzwall, Abschluß zu sein zwischen dem europäischen Imperium und einem, dessen Toren vorlagernden, stets chaotisch bewegten Völkergemeinde Halb-Europa, Halb-Asien und zugleich fließende Grenze zu sein, Ausgangspunkt der Kolonisation, der Penetration, ja empfangend auch wieder und bereit zu empfangen die westwärts strebende Gegenwelle.“

Diese Sätze schrieb Hugo von Hofmannsthal 1917, in der Peripetie des Ersten Weltkrieges. Otto Schulmeister zitiert sie in der Einleitung des von ihm herausgegebenen prachtvollen Sammelbandes „*Spectrum Austriae*“ (unter Mitwirkung von J. Ch. Allmayer-Beck und A. Wandruszka. Wien und Freiburg 1957, Verlag Herder. 736 S. 105 Abb. DM 60,—). Dieses Werk, innerlich und äußerlich großen Formates und schön gedruckt, verdankt sein Entstehen zunächst der sorgenvollen Frage nach der in neu zu sicherndem Selbstbewußtsein wurzelnden Legitimität des 1955 „neutralisierten“ Staates Österreich: „neue Legitimität gibt ihm erst die Versöhnung, mehr noch, das Bündnis mit seiner Geschichte“ (20). Im Blick auf die heutige politische Weltstunde gelte es, „sich auch darüber zu einigen, was Österreich in dieser so total verwandelten Umwelt sein kann und damit dem wiedererrungenen Staat Bewußtsein, Tradition und Idee zu geben. Selbstbehauptung und Wille zu einer europäischen Zukunft, der auch die verstummten Nachbarn nicht vergißt, machen eine solche Präsenz lebensnotwendig“ (19/20).

Also eine Tagesarbeit, ein — gewiß respektables, durch wissenschaftliche Gründlichkeit und intellektuelle Redlichkeit beeindruckendes — Werk der Publizistik, die der Stunde treu dient, am morgigen Tage aber vergessen ist und sein darf? Auch das wäre nichts Geringeres; es ist immer eine trostreiche Freude, wenn Wissenschaft und Publizistik gemeinsam ihr Wort an und in die Zeit sprechen. So haben sich denn auch hier H. Benedikt, H. Hantsch und W. Lorenz, Fr. Engel-Janosi, Fr. Heer, A. Wandruszka und Fr. Torberg — um nur einige zu nennen — vereinigt, und das Ergebnis ihrer Arbeit ist wirklich ein leuchtendes Spektralband, dem auch die „Frauenhoferschen Linien“ nicht fehlen: Josephinismus (als historische Erscheinung wie als geistige Haltung) oder das Nationalitäten- und „Minderheiten“-Problem, die faszinierende Fähigkeit der Habsburger wie der besten ihrer Administration — A. Wandruszka hat sie schon einmal in seinem schönen Habsburg-Buch herausgearbeitet — modern und zugleich auf kluge Weise konservativ zu sein, durch wohl dosierte Vorwegnahmen gegen revolutionäre Umstürze zu immunisieren — und jene verhaltene Ironie und Skepsis, die die Grenzen menschlichen Wollen-könnens und Wollen-dürfens mehr fühlt als bewußt kennt: vom „Da kann man halt nix machen“ bis zum gutherzig-tiefsinnigen Spott Nestroys und zur furiosen Österreich-Kritik, die Karl Kraus aus „Selbsthaß, diesem im höchsten Grade jüdisch-assimilatorischen Motiv“ (Torberg, S. 637) losbrechen ließ. —

Österreich ist mehr als ein heutiger Staat unter Staaten. Es ist Symbol und als Symbol Mahnung. Österreich als Erbe, letzter Verwalter, treuester Bewahrer der Tradition des Reiches — das scheint nachgerade ein Gemeinplatz zu sein. Doch was bedeutet er? Das Eine Reich der Einen Christenheit war nie ein Staat, schon garnicht ein Staat unter Staaten. Christliche, germanische, römisch-antike Ideen und Weisen des politischen Selbstverständnisses verschmelzend, schon im Ansatz also die Bildekräfte Europas vereinigend, hatte es immer weniger statischen Bestand als dynamische Geltung. Als Ereignis und im Ereignis wurde es Wirklichkeit. Es war gegenwärtig, wenn es sich ereignete: in Friedenssetzung und -erhaltung durch jene „Rechtsfindung“, in der politische Ordnung der Welt und rechtes Recht eins und das gleiche waren — vorzüglich da und dann, wenn — wie etwa auf dem Lechfeld 955

oder 1683 vor Wien — ein Missions- oder Heiden-Sieg die „Herrschaft Gottes auf Erden“ für einen Augenblick ganzer Fülle gesichert zu haben schien. Dieser dynamischen Struktur entsprach u. a., daß die Kaiser durch Jahrhunderte zunächst feste Residenzen nicht kannten: Wo bei ihrer Anwesenheit, in ihrem Siege oder Richterspruch, Friede gestiftet wurde, da „geschah“ REICH.

Es ist nun die besondere und durchaus einmalige Leistung Österreichs unter dem Kaisertum der Habsburger-Dynastie, Verständnis und Praxis der politischen Struktur „Reich“ in die neuere Epoche europäischer Staatlichkeit und Viel-Staatlichkeit überführt zu haben. Wien selbst — A. Böhm behandelt in einem schönen Aufsatz, der den vorliegenden Band beschließt, Wesen und Schicksal dieser österreichisch-europäischen Stadt — ist dessen Symbol: Wien ist Grenz- und Residenz-Stadt zugleich, Mitte der Herrschaft von der dynamisch-offenen Grenze her, fast möchte man sagen, dank ihrer. Was das bedeutet, vermag vielleicht weniger der Gedanke an die noch ungewissen Möglichkeiten des heutigen Berlin zu verdeutlichen als die Erinnerung an das historisch-politische Phänomen Preußen. Torberg zitiert (S. 629f.) wiederum Hugo von Hofmannsthal:

„Der Preuße: Aktuelle Gesinnung (um 1800 kosmopolitisch, um 1848 liberal, jetzt bismarckisch, fast ohne Gedächtnis für vergangene Phasen). Mangel an historischem Sinn.

Der Österreicher: Traditionelle Gesinnung, stabil fast durch Jahrhunderte. Besitzt historischen Instinkt.“

Stammt die großartige disziplinäre Straffung Preußens, seine Nur-Staatlichkeit, am Ende aus einer abgründig tiefen Hoffnungslosigkeit? Zeugt sein Versuch, durch etatistische Stabilisierung und autoritativen Zentralismus (man bedenke das Schicksal der Reformen des Freiherrn vom Stein!) statische Sicherheit zu erreichen und zu erhalten, damit aber auch „Grenze“ im kontradiktorischen Sinne, nicht in dem der dialektischen Osmose zu verstehen, von einer letzten Geschichtsfremdheit (wiederum: man bedenke die untergründigen Stimmungen und Schwingungen etwa der Kulturkampf-Zeit)? War Preußen deswegen — anders als das „Gegenreich“ Frankreich — die eigentlich reichsfremde Macht? Deswegen Nur-Macht? — Auch Skepsis und Ironie dagegen, die dennoch nie verzweifeln, sind im reichischen Österreich dynamisch und darum „Tugenden“ des politischen Verhaltens — zwar immer unfertig, sozusagen auf „das Ereignis“ wartend, darum aber auch hoffend, darum heiter aus (oft schamhaft verborgener) Hoffnung in scheinbarer Hoffnungslosigkeit. Von ihr nicht zuletzt wurden die Staaten geprägt, die als „Nachfolgestaaten“ seit 1918 noch eine Generation lang vom Erbe der k. und k. Verwaltung und ihrem politischen Stil lebten — bis endlich 1938ff ein gewiß mißverständenes „Preußen“ nicht nur als Macht, sondern als ein „einen ganz anderen Menschentyp voraussetzender“ (Lemberg, S. 372) Stil den Traditionsbruch heraufgeführt hat. Binnen weiterer sieben Jahre hat der Bolschewismus sich in dem dergestalt ent-reichten Ostmitteleuropa angesiedelt, und wir sollten uns, selbstkritische Fragen nicht scheuend, auch Rechenschaft darüber geben, wo im Bereiche der sogenannten Satelliten-„Staaten“ heute die Anfälligkeit für die etatistisch-nationalistische Demagogie der Sowjets stärker, wo sie schwächer zu finden sei.

Das Wort von Fr. Palacky an die Frankfurter Nationalversammlung 1848 ist bekannt: „Denken Sie sich Österreich in eine Menge Republiken und Republikchen aufgelöst — welch ein willkommener Bauplatz für die russische Universalmonarchie!“ Es formuliert, was das vorliegende Werk mahnend ausspricht, nur negativ.

Freiburger Feier

Die Freiburger Universität ist 1457 durch Erzherzog Albrecht VI. von Österreich gestiftet worden. Basel, Ingolstadt und Tübingen folgten wenige Jahre später, Kaiser Maximilian aber liebte am meisten Freiburg. Den guten ersten Jahrzehnten der neuen Hochschule folgten bald schlechte. Der vorderösterreichische Breisgau war weit von Wien und ohne rechte Verwaltung. Schließlich nahm sich der Jesuitenorden, dann die Bürgerschaft der Schule an. Viel Großartiges kam nicht dabei heraus. Das wurde anders und unbequemer, als Freiburg zu Baden kam. Der liberale Geist des Vormärz fand gerade dort seine Stätte. Einmal kräftig angefacht, hielt der Aufschwung der Universität auch an, als von Liberalität im Deutschen Reich nicht mehr viel zu spüren war. Gerechterweise muß hier eingefügt werden, daß es nicht nur die Gelehrtheit der Professoren war, die zu Tausenden die Studenten anlockte. Freiburg liegt zwischen dem Kaiserstuhl, einem erloschenen Vulkan mit subtropischer Vegetation, und dem hohen Schwarzwald. An den Hängen beider Gebirge wächst Wein: Der Kaiserstühler und der Markgräfler sind aber ganz verschieden voneinander. Das lohnt das Studium.

Die 500-Jahr-Feier Ende Juni brachte das alles zusammen. Die Stadt feierte ihre Universität, und die Universität feierte die Stadt. Aus aller Welt kamen die Abgeordneten der Universitäten, und die Fahnen aller Welt schmückten die Stadt. Da hing dann, wie böse Zungen behaupteten, in der Reihenfolge der Machtverteilung die Kirchenfahnen neben der amerikanischen und neben ihr die sowjetische. Mit Doktorhüten und Ehrenwürden für Freunde und Gönner war man nicht sparsam; aber auch die vielen tausend Gäste geizten nicht. Sie gaben für ein neues Studentenheim, dessen Plan ebenso sachlich ist, wie die Diskussionen und Vorlesungen waren, die Gegenwartsfragen zum Inhalt hatten. Erinnert sei an die Beiträge von F. Buechner, Arnold Bergsträsser und Erik Wolf. Vor allem aber hat sich der Rektor, der Historiker Gerd Tellenbach, durch seine souveräne und warmherzige Regie Freunde erworben. Die beste Idee des Jahrhunderts, ein Festessen für Fünftausend auf dem Münsterplatz, hat leider das Wetter ersäuft; aber auch so waren diese Tage der Gehobenheit ein Beweis für die freie Universität in einer freien Gemeinde weit über Freiburg hinaus. Die Alltagsprobleme, von denen der Mangel an Lehrern eines der bedrückendsten ist, widerlegen ihn nicht.

Vom Fels zum Meer

Die Mäzene unserer Wirtschaft präsentieren dem Ausland das wissenschaftliche Deutschland in einem Handbuch. In den dunkelgrünen Kunststoff-Einband prägte man den krallenfüßigen Bundesadler und 21 Zeichnungen sollen Eindrücke deutscher Universitätsstädte vermitteln. Es fehlt nicht an restau-

rierten Burgen, Rathaustürmen, Schlössern und Denkmalsfiguren im plausiblen Winkel, unter schattigen Linden, knorrigen Eichen und mit bauschigem Wolkenidyll gezeichnet. Das einzige Trümmerbild vom Charlottenburger Schloß mit wehrhaftem Kurfürsten-Standbild wirkt auch nur wie eine sagenumwitterte Burgruine vom Rhein. Das halb echte, halb wiederhergestellte mittelalterliche und romantische Deutschland marschiert zur Parade auf. Fast ist es wie der Fremdenwerbekatalog des naiven Verkehrsdirektors einer Provinzstadt, der mit sorgsam aufgeputztem Rathaus prunkt und Trümmerlücken, Neubauten und Industrieanlagen verschämt verschweigt. Die Illustrationen dieser englischen Ausgabe des Handbuchs deutschen wissenschaftlichen und akademischen Lebens sind ein Zerrspiegel.

Nichts ist gegen den Text dieses Handbuchs zu sagen, der sachlich und sorgfältig über deutsche Universitäten, Akademien, Hochschulen und wissenschaftliche Organisationen berichtet. Aber der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft war schlecht beraten, als er diese Informationen von solchen Bildern umrankt herausgab. In der Biedermeierromantik der Illustrationen fehlen nur noch Bierkrug, Couleurband und Stürmer, und wie vor 50 Jahren könnte man sagen „Vom Fels zum Meer für Kaiser und Reich...“

Alt-heidelberger Idyllfilme locken neugierige Amerikaner, müssen sachliche Angaben über die deutsche Wissenschaft auch so aufgeputzt werden? Die Bilder sind nicht nur von sekundärer Bedeutung, denn sie sind der Rahmen, in dem man hier unsere wissenschaftlichen Leistungen vorführt. Man hätte vom Handbuch der Regierung „Germany Reports“ mit seinen instruktiven Photos oder von einer kleinen Schrift Hermann von Müllers „Neue Forschung in Deutschland“ (im Bruckmann Verlag) lernen sollen. Die Beständigkeit der Tradition kann man in solchen Zeichnungen nicht darstellen.

Wundern wir uns, wenn das Ausland immer wieder das heutige Deutschland im falschen Blickwinkel sieht und nicht versteht?

Hermann Muckermann 80 Jahre

Hejo Schmitt: Lebensdaten eines Weggefährten oder Freundes mahnen uns, über den Menschen, sein Werk und über den Wert, mit dem seine Freundschaft unser Leben füllte, nachzudenken. Hermann Muckermann ist nicht nur ein Freund und Mitstreiter des Herausgebers der „Deutschen Rundschau“, auch dem konservativ-dynamischen Gedankengut und dem kompromißlosen Widerstandsgeist dieser Zeitschrift in der NS-Zeit ist Hermann Muckermann tief verbunden geblieben. An seinem 80. Geburtstage verdient er es, besonders ehrend und dankbar gewürdigt zu werden.

Zu Bückeburg geboren, trat er mit 19 Jahren in den Jesuitenorden ein. Hier wurden seine Neigungen zu den Naturwissenschaften erkannt und seine Ausbildung in dieser Richtung gepflegt. Von 1902-1907 vertrat er als Professor an Ordensuniversitäten des In- und Auslandes das Fach der Biologie. Insonderheit widmete er sich der Eugenik. Sein Werk „Kind und Volk, Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie“ konnte 1922 bereits die 10. Auflage erleben und wurde von Parlamentstribünen empfohlen. Um seiner Lebensaufgabe, durch Forschung und Vortrag zur Christianisierung der modernen Gesellschaft beizutragen, besser dienen zu können, trat er 1926 mit Erlaubnis des Papstes aus dem Jesuiten-

orden aus, wurde Weltgeistlicher und übernahm am Institut für Anthropologie, Erblchkeitsforschung und Eugenik zu Berlin, die Abteilung für Eugenik. Was Hermann Muckermann hier in der Forschung geleistet und für sein geliebtes deutsches Volk, insbesondere für die Mütter in unseren Familien durch Wort und Schrift getan hat, harrt noch der fachwissenschaftlichen Darstellung. Wie groß seine Resonanz im Volk war, zeigten die dichtgefüllten Säle in allen Großstädten Deutschlands, in denen der beredte und mutige Gelehrte zu Naturtreue und Verantwortung aufrief.

Es klingt wie ein schlechter Witz, wenn der Leiter der Gestapostelle Aachen im März 1934 nach Berlin berichtet, in SS-Kreisen des Rheinlandes werde die Ansicht vertreten, Muckermann teile den Standpunkt der Partei in der Rassenfrage! Das direkte Gegenteil war der Fall. Die Berliner hatten das früher gemerkt als die Aachener. Sie entfernten den verdienten Wissenschaftler nicht nur von seinem Lehrstuhl und seinem Institut, er erhielt auch ein Predigtverbot für alle Kirchen des Reichsgebiets. — Wer in der nationalsozialistischen Zeit dem hochgewachsenen Mann mit den scharfgeschnittenen Gesichtszügen und dem Denkerkopf in den S-Bahnen und den Autobussen Berlins begegnete, der ahnte etwas von dem Geschick dieses Gelehrten. Zu den Leuten war er stets freundlich, nie hob er die Hand zum Parteigruß, und wenn irgendein verstecktes Wort über die Zeitverhältnisse, Parteigrößen und anderes hörbar wurde, dann ging ein Schmunzeln über seine Züge. Nach und nach kannten ihn die „Ständigfahrer“. An seinem Humor richteten sich manche wieder auf. Er war überdies der ausgesprochene Liebling der Müllkutscher; nicht wegen des gelegentlichen Trinkgeldes; er war der einzige im Gebiet, der öfter mit ihnen sprach und sie stets achtungsvoll grüßte. Zuweilen wurde auch ein vertrauliches Wort gewechselt! Nicht selten hat er ihnen geholfen. Der weise und lebenserfahrene Mann wurde durch das Geschick in der NS-Zeit nicht gebrochen. Wo er sich in die Reihen der Gegner des NS-Staates eingliedern konnte, hat er es getan. Er war es, der Heinrich Brüning und Treviranus 1934 in seinem Auto an die holländische Grenze brachte. — 1948 übernahm er wieder Institut und Lehrstuhl. Manche Arbeit, auch in Zeitschriften und Sammelwerken sind noch aus seiner Feder gekommen, die dankbar und freudig von großen Teilen unseres Volkes, aber auch des Auslandes, aufgenommen wurden.

Wir gedenken am 80. Geburtstag Hermann Muckermanns in treuer Verehrung und Freundschaft. Möge er in dem kleinen Hause in der Kammgasse zu Berlin-Frohnau noch viele Jahre im Kreise der Wissenschaftler und Freunde anzutreffen sein! Der Herr des Lebens schenke ihm dazu die Gnade der Gesundheit und weiterhin die eines wachen und offenen Geistes.

Schalom Asch †

Der Tod des siebenundsiebzigjährigen Dichters Schalom Asch am 10. Juli in London hat seine Freunde und Verehrer und gewiß auch viele seiner zahlreichen Leser tief getroffen (Vgl. DR. 11/1955, S. 1184). Der erfolgreiche Romancier und Ehrenpräsident der jüdischen Sektionen des PEN-Clubs hatte erst im vergangenen Jahr in Israel seine endgültige Heimat gefunden und war vor wenigen Wochen nach England gereist, um dort seine Tochter zu besuchen.

Schalom Asch wurde am Neujahrstag des Jahres 1880 in der kleinen polnischen Stadt Kutno geboren. Schon in der hebräischen Schule fiel er den Lehrern durch seine unersättliche Neugier auf. Es war jedoch keine der Welt zugewandte Neugier, sondern die eines kindlich frommen Buben, der die Lehren seines jüdischen Volkes und Glaubens wie ein Schwamm in sich aufzog. Als er dann mit achtzehn Jahren in Warschau zu studieren begann und für sich die deutsche Literatur entdeckte, erwachte in ihm eine so große Lust zum Fabulieren, daß er sich von nun an unermüdlich im Skizzieren des jüdischen Alltags übte. Diese Skizzen waren vorerst nicht mehr als Vorstudien zu seinen bald darauf erscheinenden Erzählungen. Aber wenn diese kleinen Arbeiten auch nichts weiter als Talentproben sein wollten, so erregten sie doch solches Aufsehen, daß der Name Schalom Asch schon zu Beginn des neuen Jahrhunderts bis nach Amerika drang.

Für den Studenten Schalom Asch wurde aber nicht nur die erste Begegnung mit der Literatur zu einem einschneidenden Erlebnis, sondern auch das Vertrautwerden mit dem Christentum. Denn dieses Wissen um die christlichen Konfessionen nötigte ihn, sich mit den verschiedenen Religionen auseinanderzusetzen, und stärkte schließlich seinen Glauben an die chassidische Tradition, die von nun an den Geist seines literarischen Werkes charakterisieren sollte. Schon in seinen hebräischen Novellen aus dem Jahre 1901 und den Dramen alttestamentarischer Prägung steht dieses chassidische Weltbild der Kabbala im Vordergrund: der Mensch als ein Mithelfer Gottes bestimmt die Problematik.

Aber erst in Amerika, wohin Schalom Asch 1910 ausgewandert war, fand er die ihm gemäße Form: die Kunst des historischen Romans. Wenn er auch einige Bücher veröffentlicht hat, die wie „Petersburg“ vom reichen russisch-jüdischen Bürgertum zu Beginn unseres Jahrhunderts erzählen oder wie „East River“ ein amerikanisches Panorama im Hohlspiegel einer jüdischen Familie einfangen, so ist seine Domäne doch die Geschichte des Alten und des Neuen Bundes gewesen. So gab ihm die Bibel das Thema zu seinen freskenhaften Berichten von Geburt und Tod des „Mose“, zu seinen Romanen des „Propheten“, der „Maria“, des „Apostels“ Paulus und des „Nazareners“.

Schalom Asch hat mit der liturgischen Haltung eines Priesters und einer stets liebenden Hingabe an das Heilige, mit zuchtvoller, hoher Sprache und sicherem Gefühl für dramatische Akzente ein Werk geschaffen, das neben dem Martin Bubers nicht seinesgleichen in der modernen jiddischen und hebräischen Literatur kennt. Der Diana Verlag, Konstanz, betreut sorgfältig die deutsche Übersetzung des Werkes. Bisher sind hier erschienen: „East River“, „Reise durch die Nacht“, „Petersburg“, „Moses“, „Der Prophet“, „Der Apostel“, „Der Nazarener“.

Der dritte Faktor

Über den augenblicklichen Stand der Atomdebatte

I

Das Atom ist ein Teilchen von 0,000 000 01 cm Durchmesser; aber es überfordert die Weltpolitik, seitdem Otto Hahn und Fritz Strassmann die Zerlegung des Urankerns entdeckten und Albert Einstein dem amerikanischen Präsidenten F. D. Roosevelt empfahl, Atombomben bauen zu lassen, ehe der amoklaufende Führer des Deutschen Reiches sie haben würde. Zum Glück wurden in Deutschland keine Atombomben hergestellt; aber die Amerikaner ließen zwei von ihnen abwerfen, um den Krieg mit dem praktisch schon besiegten Japan zu beenden. Die ersten Bomben kosteten 120 000 Menschenleben in Hiroshima und Nagasaki. Ebenso viele wurden versehrt. Zehn Jahre später versammelten sich in Genf 1300 Wissenschaftler aus 72 Nationen, um sich 500 gelehrte Vorträge anzuhören, die über die friedliche Verwendung der Kernenergie gehalten wurden.

In den Jahren 1945 — 1955 hatte sich aber nicht nur das Interesse an der friedlichen Weiterentwicklung der Hahnschen Entdeckung verstärkt, vor allem hatte man versucht, die Zerstörungswut der Bombe zu steigern. Der Hiroshima-Bombe folgten Bomben fast unvorstellbarer Wirksamkeit, nachdem man größere Energie durch die Verwandlung von Wasserstoff in Helium gewinnen konnte. Ihre Sprengkraft wurde noch erhöht, als man lernte, der Wasserstoffbombe einen Mantel aus Kobalt zu verpassen. Er garantiert gemeinsam mit den bei der Explosion freiwerdenden Neutronen eine langlebige Radioaktivität, die Krankheit, Siechtum und Tod über weitentfernte Menschen bringen kann, die nicht gleich an der Abwurfstelle von der Bombe getroffen werden. Es heißt, daß zehn Kobaltbomben imstande seien, die Menschheit zu vernichten, was ihre kriegerrischen Verwendungsmöglichkeiten erheblich einschränken würde.

1945 waren die Amerikaner die alleinigen Herren der Bombe. Ihr Besitz machte sie nicht zu den Herren der Welt. Während sie sich auf die Bombe als Friedenssicherung verließen und ihre Soldaten nach Hause schickten, sicherten sich die Sowjets mit ihrer Kriegsmarine die Herrschaft über Osteuropa. Erst 1949, als sie damit fertig war, gab die Sowjetregierung bekannt, daß auch sie Atombomben habe. In den folgenden vier Jahren holten die Sowjetrussen den westlichen Vorsprung in der Bombenproduktion überraschend schnell auf. Weltpolitisch waren diese Jahre eine Zeit der Unruhe und der Versuchen. Seit 1953 dürfte die Gleichheit der atomaren Rüstungen qualitativ erreicht sein, welche die UdSSR auf der einen und die Vereinigten Staaten und Großbritannien auf der anderen Seite betreiben.

Erst diese Gleichheit hat dem Westen zum Bewußtsein gebracht, wie nahe wir an der Selbstzerstörung unserer Zivilisation sind. Seitdem ist die Auf-

regung groß. Der Ost-West-Gegensatz hingegen scheint sich eher zu entspannen. Die allgemeine Panik im November 1956 veranlaßte die Atommächte nicht, die Kräfte der Bombe zu entfesseln, die lahmzulegen das Bestreben der Vernünftigen ist.

Die Menschen starren auf die Bombe, weil die friedliche Nutzung der Kernenergie inzwischen nur geringe Fortschritte gemacht hat. Zwar glaubt man an eine neue industrielle Revolution, die nach Holz, Kohle, Öl und Elektrizität nun die Kernenergie zum Motor der Produktion mache, aber weit ist man über die allerersten Ansätze zu diesem Umsturz nicht hinaus. In seiner Schrift über „Die friedliche Verwendung der Kernenergie“ (Frankfurt/Main 1957, Nest-Verlag) schreibt *Gerald Wendt*: „Die neu zur Verteilung gelangenden Kräfte sind nicht nur elektrischer Art; sie sind gleicherweise wirtschaftlicher und sozialer Natur. Der aus den Kraftwerken fließende Strom von Elektronen wird den verarmten Völkern Leben bringen. Er kann zur Bewässerung von Wüsten dienen und dazu, dem Boden seine Schätze zu entreißen, den Gesundheitszustand der Bevölkerungen zu verbessern und das Leben zu verlängern, und gleichzeitig dazu, die Produktion von Lebensmitteln beträchtlich zu steigern. Die Kernenergie und ihre Unterprodukte können schließlich einen ebenso großen Einfluß auf die friedlichen Tätigkeiten des Menschen ausüben wie die Atombombe auf militärische Operationen.“ Aber, so schränkt Wendt sofort ein: „Es wäre allerdings fehl am Platze, zu erwarten, daß solche Resultate schon in zehn oder auch in einigen zehn Jahren erreicht werden können. Dennoch ist es wichtig, auf der ganzen Welt an die Zukunft zu denken und sich darauf vorzubereiten, damit die Folgen der Entdeckung, anstatt nutzlos oder schädlich, für alle nutzbringend werden.“ Der Rückstand der zivilen Atomindustrie rührt daher, daß die friedlichen Zwecke den ökonomischen Mitteln weit rationeller untergeordnet werden als die kriegerischen. Amerika, dessen Präsident 1953 ein großartiges Programm zur internationalen Nutzung der Kernenergie entwickelte, ist an der Durchführung durch den innenpolitischen Widerstreit um die Finanzierung seiner eigenen Vorhaben gehemmt. Ob Steuermittel oder Privatkapital oder beide die neuen Kraftanlagen erstellen sollen, ist die Frage. Überdies verfügen die USA noch für Jahrzehnte über billigere Energiequellen als Atomreaktoren aller Voraussicht nach sein können. Es eilt dort also nicht so sehr wie in Europa, das mit dem Euratom-Vertrag einen Schritt vorwärts getan hat, oder in den unterentwickelten Gebieten, die sich überlegen müssen, ob nicht die teuren und keineswegs perfekten Atomanlagen auf die Dauer doch rentabler sind, als wenn sie jetzt Kraftwerke alter Art einrichten, die dann eines Tages überholt wären. Die Sowjetunion befindet sich in einer ähnlichen Lage. Sie muß danach streben, sich den Vorteil zu sichern, den sie durch ihre späte Industrialisierung (mit neuen Einrichtungen) gegenüber den klassischen Industriestaaten seinerzeit gewonnen hat. Gilt für die wirtschaftliche Nutzung der Kernenergie, daß gut Ding Weile haben will, so kann man umgekehrt für die militärische Entwicklung gelten lassen, daß das Unglück schnell schreitet.

II

Nicht die komplizierten und zukünftigen Möglichkeiten friedlicher Nutzung, sondern die simple und gegenwärtige Aussicht auf kriegerischen Selbst-

mord beschäftigen deswegen die Phantasie der Zeitgenossen. Die Debatte erreicht in allen freien Ländern ein sehr hohes Niveau. Ihre Schärfe und der Ernst, mit dem gestritten wird, beweisen, was für ein Segen das freie Wort für die Menschheit ist. Es ist, als gewinne die Freiheit der Meinungsäußerung angesichts der bedrohlichen Lage ihre moralische Kraft zurück, die durch allerlei Einflüsse gelähmt war. Sieghaft erhebt sich das Wort über die gewöhnlichen Widerstände. Staunend bemerken die Spezialisten der Macht, daß um sie eine Meinung sich bildet, die nicht vorgesehen war, und die umso mehr stört, als sie den heiklen Mechanismus der nationalen Politik und der internationalen Beziehungen beeinflusst. Täuschen wir uns nicht! Die Ergebnisse der erstaunlichen Debatte brauchen nicht richtiger zu sein als die Erörterungen der Berufspolitiker, und sie sind auch nicht ohne Gefahr. Freiheit ist immer gefährlich. Aber sie ist auch ansteckend, und wenn große Hoffnungen unzulässig sind, so darf man doch erwarten, daß die Großzügigkeit, mit der die Atomdebatte im Westen geführt wird, Rückwirkungen auf die sowjetische Atommacht haben wird, die in ihrem Bereich jede Diskussion unterdrückt. Es hieße die Männer im Kreml maßlos überschätzen, wollte man annehmen, daß sie nichts als Nutzen aus dem Aufstand der Meinung in der freien Welt ziehen könnten. Sie werden ihm, wenn auch zögernder, ebenso folgen müssen, wie die westdeutsche Innenpolitik der Osterproklamation der 18 Atomwissenschaftler ihren Tribut erlegte.

In einem Punkt freilich liegt der scheinbare Nachteil der westlichen Diskussion offen zutage. Die fast einhellige Ablehnung taktischer Atomwaffen im Westen leistet der sowjetischen Propaganda Schützenhilfe. Denn nichts muß sie sich mehr angelegen sein lassen, als den Vorsprung der sowjetischen Landarmeen, mit dem die Sowjetunion in das Atomzeitalter eintrat, zu erhalten. Sie wäre ihrem Ziel offenbar ein gutes Stück näher, wenn es ihr gelänge, den Verzicht auf taktische Atomwaffen im Westen durchzusetzen. Dann stünden starke Sowjethere mit Atomkanonen schwachen Westdivisionen ohne solches Geschütz gegenüber. Manche setzen deswegen die westliche Opposition dem östlichen Propagandaziel gleich und entgegnen, die Ausrüstung mit Atomkanonen sei das *einzige Mittel*, um der Sowjetmacht entgegenzutreten. Diese Gleichung übersieht, daß Kriege nicht mit Waffen allein entschieden werden und der Frieden nicht in erster Linie eine militärische Angelegenheit ist. Ganz abgesehen davon, daß unsere Atomkanonen die angebliche Überlegenheit der Sowjets an Mannschaften nur dann beseitigten, wenn sie besser gerichtet würden als die kommunistischen Atomkanonen, was man doch nicht ohne weiteres voraussetzen sollte, gibt es kein „*einziges Mittel*“, auf dem die Sicherheit des Westens beruhen könnte. Nicht die Urkraft des Goliath, die List des David siegt in der Geschichte. Nicht Einheit und Einfalt, sondern die Vielheit und die Vielfalt verdienen Vertrauen. Auf sie müssen wir ohnehin zurückkommen, wenn sich demnächst zeigen sollte, daß die Atomkanone sich weniger verläßlich erweist, als manche denken. Warum also nicht gleich so? Man muß sich fragen, wie groß die Umwege sein dürfen, die wir uns aus Respekt vor der Sowjetpropaganda leisten, und wann wir den Wettlauf mit der Sowjetmacht abbrechen und uns etwas Gescheiteres und Produktiveres einfallen lassen müssen.

III

Der britische Nobelpreisträger *P. M. S. Blackett* veröffentlichte unlängst drei Vorträge, die er im Frühjahr 1956 am Trinity College, Cambridge, gehalten hat: „Atomic Weapons and East-West Relations“ (Cambridge 1956, University Press). Blackett ist Physiker und Kriegsgeschichtler von Rang. Seine Thesen, kühn und fundiert wie sie sind, lassen an der bisherigen Atompolitik des Westens kaum ein gutes Haar. Das Buch erreichte uns fast gleichzeitig mit dem Druck der Radiorede von *Karl Jaspers*, „Die Atombombe und die Zukunft des Menschen“ (München 1957, Piper) und den Vorträgen, die *C. F. v. Weizsäcker* unter dem Titel „Die Verantwortung der Wissenschaft im Atomzeitalter“ (Göttingen 1957, Vandenhoeck & Ruprecht) zusammengefaßt hat. In einem seiner Vorträge begründet Weizsäcker, was zu dem Appell der Achtzehn geführt hat. Er unterscheidet dabei die spontane Reaktion der Unterzeichner und ihr politisches Urteil. Die spontane Reaktion war völlig klar: „Ich habe zusätzlich zu den Kollegen, die schließlich die Erklärung der Achtzehn unterzeichnet haben, viele junge Physiker gefragt und habe stets dieselbe Antwort bekommen. Einen fragte ich rein hypothetisch: ‚Was tun Sie, wenn man Sie in ein paar Jahren bittet, auf dem Reißbrett eine Atombombe zu entwerfen?‘ Er: ‚Ich weigere mich.‘ Ich: ‚Und wenn Sie Ihre Stellung verlieren?‘ Er: ‚Dann verliere ich sie.‘ Ich: ‚Und wie begründen Sie ihre Weigerung?‘ Er: ‚Einmal ist Schluß.‘ Einmal ist Schluß, das ist unser aller spontanes Empfinden.“ Weizsäcker trifft sich darin mit Jaspers. Daß „einmal Schluß“ ist, heißt nicht weniger, als daß der Zeitpunkt gekommen ist, an dem er aus der Verantwortung des Wissenschaftlers und Jaspers aus seinem philosophischen Glauben aufhören, zu dulden, was geschieht.

Der aktuelle Anlaß der Achtzehn war der Plan, die Bundeswehr mit taktischen Atomwaffen auszurüsten. Taktische Atomwaffen heißen solche, die im Erdkampf zur Bekämpfung begrenzter militärischer Ziele dienen sollen. Sie werden von den „großen“ Bomben unterschieden, die durch Flieger oder Raketen an ihr Ziel gebracht, auf Städte, Industriezentren im Hinterland des Feindes losgelassen werden. Der Unterschied ist einigermaßen akademisch, denn niemand kann sich dafür verbürgen, daß er in der Praxis vollziehbar ist. Die verschiedenen Schätzungen der Bombenvorräte beachten ihn deswegen auch nicht. Es heißt, die USA besäßen 35 000 Sprengkörper, die Sowjets vielleicht die Hälfte und die Briten ihrem „Rückstand“ entsprechend 3 000. Aber Genaues weiß man nicht. Was man aber sagen kann, ist, daß der Entschluß, es müsse jetzt, gerade jetzt, Schluß sein, eine höchst lobenswerte innerdeutsche Angelegenheit ist, die für die westliche Gesamtpolitik zu spät kommt. Das heißt wiederum nicht, daß er nicht gewisse Rückwirkungen auf die diplomatische, weniger auf die militärische Politik der NATO haben kann, denn die NATO ist ein lockeres Geflecht, ein Defensivbündnis, viel weniger einheitlich als der Warschauer Pakt.

Dem Standpunkt der beiden deutschen Gelehrten, den Blackett in vielem, aber doch praktischer denkend, teilt, steht die Ansicht eines schweizerischen Leitartiklers diametral gegenüber. Er meint „Die Atombombe hat uns schon“ und kritisiert die Überlegung des Kieler Staatswissenschaftlers Michael Freund, ob die Verhinderung der Sowjetherrschaft über Europa das Risiko eines Atomkrieges wert wäre. Eine ganz berechtigte Frage. Auch Jaspers

stellt sie, von der anderen Seite her, ob einmal ein Zustand wiederkehren könne, wie der, dem sich die freie Welt im Krieg gegen Hitler gegenüber sah: nämlich alle Mittel der Vernichtung loszulassen oder zu unterliegen. Defaitismus aber nennt's der Schweizer Kollege in der „Tat“. Schon die Gebärde sei bedenklich: „Gesagt ist da nämlich: Lieber die Bolschewisierung als den Kampf; der Drohung mit der Atomwaffe also die Gesinnung preisgeben! Damit beginnt die Niederlage Europas angesichts der Drohung. Die Atombombe frißt bereits schon an unserem Mark.“ — Mahlzeit, kann man da nur sagen.

„Die Atombombe hat uns schon“ und „einmal ist Schluß“ kennzeichnen die äußersten Positionen der gegenwärtigen Debatte, und zwar die psychologischen. Der Standpunkt, daß die Bombe nicht nur an der Mark, sondern auch unser Mark fresse, folgt richtig aus der These, die Churchill 1948 aufstellte und die dazumal weitverbreitet war, daß nur der Besitz der A-Bombe uns vor der Bolschewisierung bewahre. Nachdem die Sowjets die A-Bombe haben und die H-Bombe dazu, müssen wir uns mit Atomkanonen ausrüsten, und wenn sie Atomkanonen haben, bewahrt uns die interkontinentale Rakete, und wenn sie die haben, der Erdsatellit vor dem Bolschewismus. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil: Die sowjetischen Eroberungen fallen in die Zeit des amerikanischen Bombenmonopols, und die Entspannung, die man nicht zu sehr loben sollte, denn sie hat ihre Vorteile für gelernte Leninisten, die Entspannung also trat ein, als die Balance of Atompower erreicht war. Freilich starb Stalin im selben Jahr, und Eisenhower wurde nur gewählt, weil das amerikanische Volk Frieden wollte; aber man weiß nicht, ob der eigensinnige alte Tyrann ganz ohne Nachhilfe starb, und selbst wenn er den im Kreml seltenen sanften Tod hatte, widerlegt die Politik seiner Nachfolger die „Vorsprungstheorie“ nicht weniger. Blackett wendet gegen sie überzeugend ein, daß es dem Westen besser täte, sich in die Lage derer zu versetzen, gegen die sich Vorsprung oder gar Monopol erklärterweise richten, und ihre Reaktionen *danach* zu beurteilen, als ständig auf den eigenen, technischen oder moralischen Vorsprung zu pochen. Angst ist ein schlechter Ratgeber, auch für Bolschewisten. Blackett verbindet seinen Hinweis mit der Forderung, technisch und wissenschaftlich „exceedingly clever“ zu sein und sich von der Korruption des Urteils durch das zeitweilige Monopol zu erholen.

Der Westen muß umdenken. Darin sind sich die drei Autoren einig. Diese Übereinstimmung überrascht wenig, denn der Westen wäre nicht der Westen, wenn er nicht immer wieder umdächte. Was muß er umdenken? Weizsäcker meint, das bisherige Verteidigungskonzept: „Der politisch-militärische Plan, um unsere Freiheit zu schützen, entfaltet in den großen Atomwaffen eine Eigenmächtigkeit, die den Menschen zu vernichten droht. Der Mensch muß die Distanz zu diesem Apparat gewinnen, d. h. hier, er muß auf seine Anwendung verzichten. Das scheint ganz leicht, ist aber sehr schwer . . . Die äußerste Anstrengung des Menschlichen im Menschen ist nötig, um uns zu diesem Entschluß zu bringen. Noch ist ungewiß, ob es gelingen wird.“ Karl Jaspers, dessen Text auf einen ewigen Frieden zielt, arbeitet den politisch entscheidenden Punkt, die gegenseitige Kontrolle der Atommächte heraus. Sie wäre der Anfang des Weltfriedens: „Denn die Folge solcher Kontrolle

wäre erstens ein gegenseitiger Einblick in die Verhältnisse, der als solcher schon eine gegenseitige Offenheit verwirklichen würde, die schließlich den für den Frieden unerläßlichen gemeinsamen Geist zur Folge hätte. Zweitens wäre die Folge der Kontrolle die freiwillige Einschränkung der Souveränität aller durch die faktische Anerkennung der der Staatssouveränität übergeordneten Geltung von Verträgen, die, wie alle Verträge, nicht allein auf Vertrauen beruhen dürfen, sondern auf eine wirksame Kontrollinstanz angewiesen sind. Diese wäre von den vertragschließenden Staaten über sich selbst zu errichten. Nur so wird die Freiheit der Willkür zum Vertragsbruch aufgehoben.“ Professor Blackett hält nicht viel von der Kontrollmöglichkeit. Schon der Baruch-Plan, mit dem die Vereinigten Staaten zur Zeit ihres Monopols die Kernenergie internationaler Kontrolle unterstellen wollten, sei unreal gewesen, weil die Kontrolle von der Sowjetunion weit mehr verlange als vom Westen. Hierzulande sei sie eine mehr oder weniger militärische Frage, dort aber rüttle sie an den Grundlagen des Systems, sei also unannehmbar. Die sowjetische Weigerung scheint die These zu bestätigen. Blackett erwartet deshalb von großen Verträgen wenig, mehr vom beiderseitigen Interesse an praktischer Abrüstung.

Wir müssen sehen, nicht wieviel, sondern wie wenig Bomben wir brauchen, erklärt Blackett; nur der Weltfriede schließt die Atombombe aus, lehrt Jaspers. Es wäre für den Ideengeschichtler nicht schwer, an diesem Widerspruch den Unterschied zwischen deutschem und angelsächsischem Denken darzulegen, den radikalen Weltplan auf der einen, den Tagesplan auf der anderen Seite der Nordsee miteinander zu vergleichen. Vernünftiger wäre, das Gemeinsame zu unterstreichen, das beide Denkweisen eint, den dritten Faktor, und zu sehen, vor welchen Möglichkeiten er sich bewähren muß. „Das Wegschieben des Möglichen“, sagt Jaspers, „geht gegen die Würde der Vernunft. Wer er selbst ist, will wissen, was wißbar ist.“

IV

An der Theorie vom „Vorsprung“ ist richtig, daß die Weltpolitik von der relativen Überlegenheit einer Macht über die andere entschieden wird. Falsch ist, daß sie das Prinzip der relativen Überlegenheit auf die Rüstung, genauer: die Atomrüstung einengt. An der Idee, daß einmal Schluß sein müsse, ist richtig, daß sie die relative Überlegenheit nicht „rein“ atompolitisch versteht. Sie verweist auf die politischen und sittlichen Unwägbarkeiten des menschlichen Daseins. Falsch wäre sie, wollte sie die Atomrüstung ignorieren. Das könnte geschehen, indem man sie für unerheblich oder aber das Ende der Menschheit für gekommen erklärte, falls diese Rüstung nicht aufhörte. In die Argumentation gegen die Fortsetzung der Waffenversuche hat sich davon viel eingeschlichen. Die Versuche müssen eingestellt werden, aber nicht weil sie das Ende der Menschheit beschleunigen, sondern weil es sinnlos ist, mit einer Rüstung fortzufahren, die als überholt erkannt ist. Sie sind mehr schändlich als schädlich, wie sich aus der sachkundigen Antwort von W. F. Libby auf den wohlmeinenden, aber schlecht fundierten Aufruf Albert Schweitzers ergeben hat. Über die Menschheit entscheidet nicht ein fehlerhaftes Geschlecht wie das unsrige. Wer das meint, trifft sich mit den Befürwortern des Wett-

rüstens im Gegensatz vereint: Sie behaupten, das Ende nahe unabwendbar, wenn das Rennen nicht fort dauere.

Der Verlauf der ersten zwölf Atomjahre rechtfertigt weder diese noch die andere Behauptung. Die Bombe wurde zuerst als Abschreckungsmittel betrachtet, das jegliche Aggression künftig ausschließe. Dann wurde sie als Vergeltungswaffe angesehen, die sofort und überall, wo ein Aggressor auf trete, ihn zerschmettern werde. Diesen frommen Wunsch störte die Überlegung, was zu geschehen habe, wenn der Feind ebenfalls solche Vergeltungswaffen besitze und die Möglichkeit, sie ans Ziel zu bringen. Dem folgten die Auseinandersetzungen um den Präventivkrieg, denn, wenn — wie angenommen wurde — den Krieg entscheidet, wer den ersten Blitz schleudert, dann ist eine gute Regierung geradezu verpflichtet, nicht den zweiten Schlag zu tun. Die öffentliche Meinung schloß diese Konsequenz im Westen aus. Die Vereinigten Staaten setzten sich aber in den Besitz ausländischer Flugbasen, von denen aus die Vergeltungsziele der Sowjetunion gut zu erreichen sind. Andererseits liegen diese Basen natürlich in der Reichweite der sowjetischen Bomber und würden vermutlich eines ihrer ersten Ziele sein. Blackett behandelt die speziellen militärischen Fragen, die sich daraus ergeben, im Einzelnen. Am wichtigsten scheint sein Hinweis auf die Unfähigkeit beider Seiten zu sein, sich gegen den Blitz effektiv zu verteidigen. Einem Maximum an Kosten steht ein Minimum an Sicherheit gegenüber. Das stellt den „kriegsentscheidenden“ Wert des ersten Schlages in Frage, wie das Fehlen ernstzunehmender Zivilverteidigung auf beiden Seiten die Vergeltung mit strategischen Bomben unsinnig macht. Bomber beider Parteien würden ihr Ziel erreichen. Das Vernünftigste schien demnach, die Bomberei soweit zu reduzieren, daß die verringerte Anwendung die vergrößerte Zerstörungskraft in etwa aufhebe. „To bring the battle back to the battlefield“ war der Slogan dafür, „gestufte Abschreckung“ der Fachausdruck. Doch: Welcher Staat wird sich künftig geschlagen geben, wenn er die H-Bombe noch im Arsenal hat?

Die taktische Atomwaffe gewann sehr gegen den Widerstand der strategischen Luftwaffe an Bedeutung. Sie galt als ein Verteidigungsinstrument, weil man annahm, daß sie die zum Angriff nötigen Massierungen des Feindes zerstören würde. Was aber geschehe, wenn ihm ein Durchbruch gelinge und er seinerseits, etwa durch „Opferkommandos“, diese Verteidigungsmittel anwende, wurde wenig diskutiert. Die Atomkanone sollte außerdem die Überlegenheit des totalitären Gegners im „Krieg mit Menschenmassen und alten Waffen, mit aller Technik, aber ohne Atombombe“ (Jaspers) ausgleichen. Diese Überlegenheit gilt als ein Axiom. In Wahrheit gibt es sie nicht. Darum kann die Atomkanone sie auch nicht beseitigen. Am Ende des Zweiten Weltkrieges waren die Westalliierten (ohne Deutschland und Japan wohlgermerkt) den Sowjets weit überlegen, und die NATO-Staaten wären es wieder, wenn sie sich dazu entschließen könnten, mehr Soldaten zu halten. Das weiß man im Kreml offenbar besser als im Westen, wo die taktische Atomwaffe ein willkommener Vorwand ist, die verständliche Abneigung gegen den Krieg alter Art zeitgemäß zu motivieren. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Das augenblickliche Mißverhältnis an aktiven Divisionen hüben und drüben zeigt nicht eine mystische sowjetrussische Landmacht an, die unverrückbar feststeht, sondern den Unwillen der freien Völker, das Mögliche zu tun, sie in Schach

zu halten. Die NATO ist nicht der Atomwaffen wegen unpopulär, sondern weil sie das Zwischending zwischen Polizei und H-Bombe ist, von dem alle Welt nach dem totalen Krieg hoffte, es sei künftig vorbei damit. Führende Militärs, wie Sir John Slessor, sind der Meinung, daß es gerade einer solchen elastischen Landtruppe bedürfe, um die „kleinen Kriege“, die an den Rändern der Weltgrenze immer wahrscheinlich sein werden, zu gewinnen. Aber die Völker glauben weder an die Möglichkeit großer noch „kleiner“ Kriege. Sie wollen den Krieg abschaffen, nicht eine Kriegsart. Dieser Abstinenz können freilich die Atomgeschütze auch nicht abhelfen. Im Gegenteil, je weiter die Ausrüstung mit diesen Waffen fortschreitet, umso zäher wird die Illusion, der Krieg werde nur noch mit Waffen und nicht mehr von Menschen gemacht. Trügerische Hoffnung! Ebenso ungerechtfertigt ist das erstaunliche Vertrauen in die sogenannte „saubere Bombe“.

Mit vollem Recht verlangt Weizsäcker Distanz zum Apparat. Dazu gehört die Einsicht, daß der Apparat die Unverläßlichkeit des Menschen nicht wett machen kann. Er ist aber auch kein Ersatz für Tugend. In der Überbewertung der Waffentechnik wie der Technik überhaupt steckt noch etwas von der verantwortungslosen Unmenschlichkeit des Kerls, der versprach: „Ich werde ihre Städte ausradieren!“ Ausradiert wurde er selber. Er, nicht die Völker, die den Krieg für die Freiheit führten, nicht das deutsche Volk, nicht die Menschheit. Und welchen technischen und militärischen Vorsprung hatte er doch! Er war seinen Überwindern viel weiter voraus, als heute oder morgen eine Atommacht der anderen voraus sein kann. Aber seine Politik war von niedrigen Absichten bestimmt und seine Kriegführung unintelligent.

Nach zwölf Atomjahren verlangt der Stand der Entwicklung, daß wir uns neben der Atomrüstung und der Atomnutzung vor allem mit dem dritten Faktor beschäftigen, der über beide entscheidet, der Aufklärung der Leute. Einen praktischen Schritt in dieser Richtung leistet *Charles-Noël Martin* mit seiner umfassenden Darstellung: „Atom, Zukunft der Welt“ (Frankfurt/M, S. Fischer): „Das Wichtigste ist, daß wirklich alle Menschen wissen, worin der Fortschritt der Gegenwart besteht. Sie müssen diesen Fortschritt würdigen und beurteilen können; sie müssen sich Rechenschaft darüber ablegen, ob die Richtung gut oder schlecht ist, in der man die eine oder andere Anwendung eines neuen Prinzips oder die technische Entwicklung einer wissenschaftlichen Entdeckung gehen läßt.“ Das kann nicht allgemein und unpersönlich im Namen der Menschheit geschehen. Wer könnte schon mit Bestimmtheit von sich sagen, daß er auf der Seite der Menschheit ist? Aber es kann dadurch geschehen, daß der Einzelne sich zum Widerspruch ermannt gegen das, was seiner beschränkten Einsicht unvernünftig erscheint.

Volentem ducunt fata, nolentem trahunt.

Amerika: Die Relativität des Absoluten

Es läßt sich ohne Übertreibung behaupten, daß im amerikanischen Leben und Denken das einzig Absolute das Relative ist. In einem Lande das — gewisser historischer und ethnischer Komplexe unbeschadet — als einzige Tradition Traditionslosigkeit gelten läßt, sind sich stets ändernde Begriffe, Theorien, Haltungen und Situationen durchaus verständlich, ja notwendig. Als höchsten Begriff wertet Amerika bekanntlich Freiheit, die gerade ihrer Ungebundenheit halber einer genauen Definition entzogen bleibt und gemeinhin mit „Demokratie“ gleichgesetzt erscheint.

Diese unbedingte Hingabe an das Relative (also Verhältnismäßige) ist allenthalben bemerkbar: auf den Gebieten der Philosophie, Psychologie, Politik, Pädagogik, Kunst, Wirtschaft, selbst der Religion. So groß ist die Angst vor definitiver Bindung, daß man allen abstrakten Begriffen wie Regierung, Erziehung, Ehre, Schönheit, etc. mit dauerndem Mißtrauen begegnet, wie ja auch etwa amerikanische Philosophie nicht abstrakt, sondern sozial bestimmt ist. Freiheit (wie Glück) ist weitaus mehr eine Möglichkeit als eine Gegebenheit, wodurch der Gedanke an ein Verbessern zum Gebot wird. Ein Bessermachen ist das praktische Ideal jeden Amerikaners. Ein solches Bemühen aber setzt die Relativität eines Erreichten voraus.

In Amerika dienen die Ideen den Menschen, nicht die Menschen den Ideen. Daher gibt es keine prinzipiellen Parteiprogramme, sondern nur vierjährige, von Präsidentenwahl zu Präsidentenwahl während „Plattformen“, passen sich Methoden den Umständen und nicht umgekehrt an, wodurch beispielsweise Lehrpläne an Colleges und Universitäten jederzeit umstößlich und auswechselbar sind. Daher der Glaube an das Experiment, die Übertragung naturwissenschaftlicher Methoden auf Psychologie, Soziologie und Wirtschaft. Das Absolute wird immer verdächtigt, zu einer Diktaturform zu führen. So mag sich auch in der amerikanischen Politik die Abneigung erklären, einen katholischen Präsidentschaftskandidaten aufzustellen, aus Angst, im Wahlfalle einen Teil der Freiheit (also die ganze Freiheit) mit dem Vatikan zu sehr in Verbindung bringen zu müssen.

Mit dem Bestreben etwas besser zu machen, wird der Wunsch nach Vollkommenheit, d. h. dem Absoluten, allerdings stillschweigend zugegeben. Glaubt man jedoch einmal das „Beste“ erreicht zu haben, so taucht dann immerhin noch etwas „Besteres“ am Wunschhorizont auf. Dieses „Bessermachen“ (ohne Komparativ) erstreckt sich zunächst auf Methoden, das „Know How“. Das „Know Why“ — also die philosophische Unterbauung und wichtigere Frage — gilt nur soweit als berechtigt als sie mit Aussicht auf konkrete Tatsachen und Wirkungen beantwortet werden kann, namentlich in sozialer, wirtschaftlicher und religiöser Richtung.

Die Tendenz alles relativ zu betrachten, ist durch die Geschichte der Vereinigten Staaten und die glaubensstark gesehene Unabhängigkeitserklärung zu verstehen. „All men are created equal“ bedeutet im Grunde genommen,

daß niemand an sich mehr sei als der andere. Daher auch die entschiedene Ablehnung des Persönlichkeitskultes mit Ausnahme der Filmstars und Sportler, bei denen es sich um Unterhaltung handelt. Ein Präsidentschaftskandidat muß ein Speirutenlaufen durchmachen, das einem Nichtamerikaner als äußerſt entwürdigend und unverständlich erscheint. Man mustert ihn wie eine verdächtige Ware, prüft ihn auf Herz und Nieren und erwartet von ihm, daß er sich dieser Untersuchung nicht nur gutmütig gewachsen zeigt, sondern daran womöglich noch Vergnügen empfindet.

Die eifersüchtige Tendenz alles relativ zu halten, gibt sich am deutlichsten in Kunst und Sprache zu erkennen. Da man der Kunst mit „figures and facts“ nicht beikommen kann, sie außerdem per se unkonkret und Schönheit nicht definierbar ist, zeigt sich namentlich in der Plastik, Malerei und Musik alles gangbar. Hier wird zwar das Absolute als moralisch unschädlich angesehen, doch aus Angst, sich für etwas Unrichtiges zu entscheiden, das außerdem noch dauerhaft, also absolut werden kann, zieht man es vor, alle Tendenzen gleichzeitig anzuerkennen, wobei man sich den weniger liebsamen durch unzhliges Wiederholen und Gewöhnung anfreundet.

Mit der Sprache verhält es sich so, daß grundsätzlich alles akzeptiert wird, was verständlich ist. Neubildungen, Neuprgungen, Versubstantivierungen sind gang und gäbe. Tonangebend (wenn durch nichts anderes so durch ihre Lautstärke) ist die Sprache der Reklame und des Journalisten. Ausnahmen bilden wohl Kleriker und Professoren, aber auch sie sind namentlich seit dem Kriege dem Vorwurf der Pedanterie gegenüber empfindlich und lassen sich unschwer von der Ohnmacht absolutistischer Tendenzen nach Korrektheit überzeugen.

Der tiefere Grund des Mißtrauens dem Absoluten gegenüber ist weniger Toleranz für das „andere“ als Argwohn gegen eine Hierarchie der Werte. Eine Hierarchie ohne Statik hat keinen Sinn. So weit geht die Abneigung gegen sie, daß auch Gesetze in der Regel befristet und durch eine Reihe von Zusätzen elastisch gehalten werden. Die drei großen Komponenten, aus denen sich das amerikanische Regierungswesen zusammensetzt: die gesetzgebende, die ausführende und die gerichtliche — können nur zusammen aber nicht unabhängig voneinander bestehen, wodurch auch hier wieder Relation und Relativität verbürgt erscheinen.

Dem aufs Ganze losgehenden Idealisten bringt man Mißtrauen nicht nur deshalb entgegen, weil er eben nach dem Absoluten strebt sondern auch, weil er nicht von Gegebenheiten, sondern gewissermaßen vom Ende ausgeht. Um Ideen zu verwirklichen, bedarf man außer des Genies noch des Geldes und der Macht. Da in unserer Gesellschaft Macht von Geld nicht zu trennen ist, Macht aber nach amerikanischem Gewissen sich nolens volens stets in die Richtung zur Korruption bewegt, hängen fast alle vom amerikanischen Kongreß ins Leben gerufenen Gesetze mit Budgetfragen zusammen. Ironischerweise reguliert also das Geld, die abstrakteste Realität, Tendenzen zum Absoluten. Man muß hier nur an die Anti-Trust-Gesetze denken und an die „Trockenlegung“ gewisser Ministerialabteilungen, die auf eine Verabsolutierung hinzusteuern Verdacht erregen. Diesen Befürchtungen liegt ein sachlicher „common sense“ zugrunde. Von diesem Gesichtspunkte aus verstehen sich auch die zahlreichen protestantischen Sekten, die religiöse Vergemeinschaftung

von Individuen, das beständige Bestehen darauf, daß sich kein Mensch über die Menschen erhöhen dürfe. Mit Intoleranz besteht der Amerikaner auf Toleranz, auf das Recht des Mitmenschen, seine Meinung zu sagen, dem Schwachen eine Chance einzuräumen, um ihn sodann, wenn er an Macht zusehr gewinnt, ebenso entschieden zu bekämpfen.

Außer dem Streben nach einer begreiflichen Selbstbehauptung liegt dieser amerikanischen Tendenz vielleicht auch noch ein puritanisch-religiöses Motiv zugrunde, das dafür sorgen möchte, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und die Wohnungen im Hause des Herrn dem Irdischen erreichbar bleiben. Daher ist die Schulbildung nicht auf eine geistige Elite visiert, sondern auf eine soziale, die einer größtmöglichen Gemeinschaft zugutekommen soll.

In einer Stadt der Rocky Mountain Gegend, wo die Sicherheit der Bürger durch Überfälle gesetzsscheuer Elemente gefährdet erschien, fragte man, weshalb der Gemeinderat eine Verstärkung der Polizei nicht befürworte. Man nehme lieber eine Unsicherheit mit möglichem Verlust an Sachwerten und Leben in Kauf als die Stärkung einer Behörde, die das Verhältnis von Dienst und Auftraggebern umdrehen und somit auf die absolute Macht zusteuern könnte. Labile Fronten dieser Art halten auch der Freiheit die Schranken offen.



PAUL FLORA:
FRIEDRICH DER GROSSE BESICHTIGT EINEN SEINER KRIEGER

Kanada

Nordamerikanische Notizen I

Das erste, was mich im Zusammenhang mit Kanada beeindruckte, war in der Schule das moralische Gedicht von Johann Gottfried Seume „Der Wilde“, also von dem „Kanadier, der noch Europens / Übertünchte Höflichkeit nicht kannte und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben / Von Kultur noch frei im Busen trug.“ Aus diesem Gedicht sind bekanntlich viele Verse in den Schatz eingegangen, den Büchmann für zitatensfreudige Redner und Schreiber gesammelt hat, z. B. „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen! Und er schlug sich seitwärts ins Gebüsch.“ Dann kam natürlich der gute geographische Unterricht in den höheren Klassen, und auf der Universität bekam ich Verbindung zu einem Kanadier, der wie ich bei Erich Schmidt Germanistik in Berlin studierte. Später, als ich schon im Beruf stand und Redakteur der Deutschen Rundschau 1911-12 in Vertretung und zu gleicher Zeit Lektor des Rundschauverlages Gebrüder Paetel war, lernte ich den ungarischen Jesuitenpater Graf Vay von Vaya kennen, der ein Auswandererschiff nach Kanada begleitet hatte. Das Ergebnis dieser Reise erschien als Buch im Verlag Gebrüder Paetel. Graf Vay von Vaya war ein sehr geistvoller und weltläufiger Herr, der es verstand, durch seine Liebenswürdigkeit unseren Verleger, Dr. Georg Paetel, der wegen zu geringem Absatz keine Bücher mehr von ihm verlegen wollte, immer wieder bei einem Frühstück im Adlon zu der Übernahme eines neuen Buches zu veranlassen. Ich sehe noch das etwas verlegene Gesicht von Dr. Paetel vor mir, der mir vor dem Frühstück versichert hatte, unter keinen Umständen ein weiteres Buch zu verlegen, wenn er nach seiner Rückkehr vom Frühstück mir gestehen mußte, er hätte doch wieder ein Manuskript angenommen.

Dann kamen immer neue Nachrichten in der Presse oder in Buchpublikationen über das große Land Kanada mit seinen vielen Möglichkeiten. Auch die Beiträge Kanadas zu den beiden Weltkriegen waren schon interessant genug. Daß mir aber noch einmal in meinen Jahren ein Besuch Kanadas ermöglicht würde und somit ein persönliches Kennenlernen, das habe ich niemals angenommen — aber es geschah.

Im vergangenen Jahr erhielt ich zunächst eine schriftliche Einladung in höchst liebenswürdiger Form von dem Principal der Queen's University in Kingston, Ontario, Mr. Mackintosh, zu Vorlesungen im Rahmen des sogenannten Chancellor Dunning Trust, einer Art Stiftung, nach der jedes Jahr in einem Semester ein Auswärtiger Vorlesungen halten soll über das Thema: Freiheit, Menschenwürde und Verantwortung des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft. Dann besuchte mich der Germanist der Queen's University, Professor Dr. Hans Eichner, der mir einige kleine Bände zeigte, in denen die Vorlesungen von Professoren, die im gleichen Rahmen früher gesprochen hatten, gedruckt festgehalten waren. Ich erschrak, denn das waren fast alles

große Namen von Professoren aus Oxford und Harvard, so daß mir bänglich wurde, weil ich nicht glauben konnte, daß ich in einer solchen Reihe von hervorragenden Gelehrten meinen Platz behaupten könnte. Professor Eichner jedoch beruhigte mich, indem er sagte, daß nach den vielen und ausgezeichneten theoretischen Behandlungen des Themas nach Ansicht der Leitung der Queen's University einmal ein Mann sprechen sollte, der selber für die Freiheit gekämpft hätte. Das war nun freilich ein Brett, auf das ich treten konnte, und mit Zustimmung des Principals standen meine Vorlesungen unter dem Motto „Freedom in Struggle“.

Der Termin lag im Januar dieses Jahres, also in einer nicht gerade günstigen Reisezeit. Mich lockte aber die Möglichkeit der Themenstellung in einem Lande wie Kanada, in dem im allgemeinen eine genaue Kenntnis europäischer und vor allem deutscher Dinge nicht vorauszusetzen ist, von dem deutschen Widerstand gegen Hitler und von dem Widerstand in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands, in Polen und in Ungarn freimütig sprechen zu können.

Ich habe mich immer lebhaft dagegen gewandt, daß Menschen, die nur kurz in einem fremden Land weilten, sich für berechtigt hielten, Aufsätze und meistens sogar ein Buch über die besuchten Länder zu schreiben. Ich schmeichle mir in keiner Weise, während meines 8 wöchigen Aufenthaltes in Kanada und USA mehr gewonnen zu haben als einen rein persönlichen Eindruck, der keine Gültigkeit für andere beanspruchen darf. Andererseits glaube ich, daß jemand, der in meinem vorgeschrittenen Alter und vor dem Einlaufen in den letzten Hafen die Möglichkeit erhält, neue Länder — in diesem Fall Kontinente — kennenzulernen, vielleicht noch aufmerksamer und eindringlicher sieht und vielleicht mehr erkennt als andere, denen noch eine Fülle an Jahren und des Erlebens geschenkt ist. So will ich versuchen, von diesen Eindrücken, mit denen ich mich selber noch in ständiger Auseinandersetzung befinde, in Form von Notizen zu berichten.

An Bord

Mein Gefühl warnte mich, beim ersten Besuch in Nordamerika ein Flugzeug zu benützen, weil die Konfrontierung mit einem neuen Kontinent in der kurzen Frist von 18 oder noch weniger Stunden mir zu plötzlich erschien und ich wünschte, etwas Muße zu finden, um mich innerlich besser vorzubereiten zu können. Diese Erwägung und die unausrottbare Liebe zum Meer bewogen mich, die Überfahrt mit dem Schiff zu wählen, und als termingerecht am besten geeignetes Schiff erschien die „America“, einer der großen Dampfer der United States Lines. Wir mußten am Altjahrsabend in Bremerhaven an Bord gehen und erlebten den Beginn des neuen Jahres schon auf der offenen See. Das Schiff bot jede Art von Komfort, obwohl es nicht mehr als ganz neu zu bezeichnen ist. Unwahrscheinlich die Fülle der Verpflegung, die bei einer längeren Reise für den eigenen Körperumfang bestimmte Gefahren bedeutet. Die „America“ lief zunächst Southampton an und von dort Le Havre zu kurzem Aufenthalt. Kurz nach der Ausfahrt von Le Havre begann das Wetter umzuschlagen. Es kamen grobe Seen mit starkem Wind, der sich bald zum Sturm steigerte. Das fast 33 000 t große Schiff erwies sich bei der sehr rauhen See und dem immer zunehmenden Sturm der Situation

nicht ganz gewachsen. Es schlingerte und stampfte und rollte sogar wie ein kleines Schiff, so daß der Aufenthalt an Bord seine Schwierigkeiten bot. Der Ozean war großartig; aber 7 Tage Großartigkeit sind ein bißchen viel. Für mich ist seit meiner Jugend das Meer unwiderstehliche Verlockung und Drohung zugleich, aber die Verlockung ist das Stärkere. Vor allem, da mich auch die heftigste Schiffsbewegung niemals angefochten hat. Immerhin war das Wetter so, daß die „America“ mit 24 Stunden Verspätung in New York einlief. Der Eindruck New Yorks ist und bleibt überwältigend. Darüber ist wahrlich genug gesagt, und man hat so viel davon gelesen, aber es bleibt für jeden Einzelnen die Aufgabe, mit dem Abenteuer, das diese gewaltige Stadt bedeutet, sich auseinanderzusetzen und innerlich damit fertig zu werden.

In Kingston

Da der Termin der Vorlesungen in Kingston nahe heranstand, konnten wir nur 12 Stunden in New York bleiben, um dann die Reise nach Kanada mit der Eisenbahn anzutreten.

Hier machten wir die erste Erfahrung, daß auch in der Neuen Welt der Verkehr nicht unbedingt als völlig sichergestellt gelten kann, denn das Personal der Canadian Pacific Railways streikte. Das bedeutete, daß wir in Hamilton aussteigen mußten. Das Glück wollte, daß der deutsche Konsul in Toronto, Dr. Hanns-Erich Haack, einer meiner Freunde und alter Mitarbeiter der Deutschen Rundschau, uns im Auto von Hamilton abholen ließ und wir nach einer interessanten Fahrt am Mittag in Toronto bei ihm waren. Ich möchte bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß im Gegensatz zu früheren Zeiten und auch zu den Erfahrungen anderer Deutscher ich mit vollem Grund und ehrlicher Überzeugung das hohe Lied der Hilfsbereitschaft der konsularischen Vertretungen der Deutschen Bundesrepublik in Kanada und USA singen kann — obwohl ich meine Reise ohne jede Unterstützung des auswärtigen Amtes in Bonn unternommen habe. Nicht nur in Toronto und Montreal (Generalkonsul Kraus und Konsul Soltmann), sondern auch in Boston (Konsul v. Holleben) haben wir viel Freundlichkeiten und jede Erleichterung für behüteten Aufenthalt und Weiterfahrt dankbar erlebt. Liebenswürdigerweise kam auch der Presseattaché der Deutschen Botschaft, Dr. Gerwin, von Ottawa zu einer Vorlesung und einem Empfang beim Principal nach Kingston.

Von Toronto brachte uns der Konsul im Wagen nach Kingston an den großen Seen entlang. Hier wurden wir auf das Liebenswertigste aufgenommen von den Germanisten der Universität, Professor Hilda Laird und Dr. Hans Eichner, der in der ganzen Zeit als mein Tutor unermüdlich für uns sorgte. Nun begann ein Erlebnis, mit dem ich heute noch innerlich stark beschäftigt bin. Es war das erste Mal, daß ich zu einer nordamerikanischen Hörerschaft sprechen konnte. Ich war mir bewußt, daß Kanada noch sehr viel ferner von Europa und vor allem von deutschen Dingen ist als die USA, und daß es fraglich wäre, ob ich den Kontakt mit den Hörern bald gewinnen könnte. Der Empfang durch den Principal, d. h. den Rektor der Queen's University, und die Professoren waren überaus freundlich, und doch betrat ich mit etwas Herzklopfen die Grant Hall, den größten Raum der Universität, besonders, weil er bis zum letzten Platz besetzt war, was eine Zuhörerschaft

von rund 1 400 Hörern bedeutete. Auch die Unsicherheit, ob mein Englisch ausreichen würde, mußte erst überwunden werden. Ich darf aber sagen, daß bei der ersten Vorlesung wie bei den weiteren und den zahlreichen Diskussionen mit Studenten und Professoren mir jedesmal eine wirkliche Föhlung mit dem Auditorium beschert wurde.

Die Erfahrungen mit der Queen's University, der Universität Toronto und später der Harvard University waren in jeder Weise geeignet, jeden europäischen Hochmut im Keime zu ersticken. Es war eine Begegnung mit echten Humanisten und Gelehrten von Rang und Studenten, die zu hören und zu fragen verstanden.

Ich hatte drei Vorlesungen über das gestellte Thema zu halten. Vielleicht das stärkste Erlebnis war neben den so erfreulichen Unterhaltungen mit den Studenten und Professoren der Vortrag, den ich im Hause der großen internationalen Hillel Foundation vor jüdischen Studenten, männlichen und weiblichen, übernommen hatte. Es wurde auf Diskussion verzichtet, und wir schieden voneinander im gegenseitigen Bewußtsein, uns verstanden zu haben. Ich empfand es als einen großen Vorzug, zu jungen Menschen sprechen zu können, deren Angehörige und zum Teil sie selber so grauenhaftes Unrecht von dem nationalsozialistischen Deutschland erlitten hatten.

12 Tage währte mein Aufenthalt in Kingston, und in dieser Zeit habe ich zehnmal gesprochen, wobei ich eine Radiosendung nicht einbeziehe. — Meine Frau sprach einmal über die Frauen im Widerstand gegen Hitler vor den Alumnae, der Altfrauenschaft der Universität, zu der auch viele junge gehörten. — Eine Erschwerung meiner Arbeit brachte das Wetter. Der Teil von Kanada, den ich besuchte, liegt ungefähr auf demselben Breitengrad wie Deutschland. Auch hier war eine Kälte von minus 31 Grad Celsius ungewohnt, ebenso wie der Umschlag innerhalb von 2 Tagen auf 18 Grad Celsius Wärme. Ich fürchtete schon, meine Aufgabe nicht erfüllen zu können, konnte aber dann konstatieren, daß auch jungen Leuten dieser plötzliche Wetterumschlag stark zu schaffen machte, so daß ich die Anfechtung nicht auf meine Jahre zurückzuführen brauchte, und dies Bewußtsein half mir weiter.

Von Kingston kehrte ich nach Toronto zurück, wo mir die Möglichkeit zu einer Vorlesung und auch zu Diskussionen mit Studenten und Professoren geboten wurde. An der Vorlesung nahm auch der Botschafter der Deutschen Bundesrepublik, von Etzdorf, teil. Auch hier war die menschliche Begegnung, besonders mit den Germanisten Professor Dr. Boeschstein, gebürtigem Schweizer, und Professor Field außerordentlich sympathisch. In dankbarer Erinnerung behalte ich diese Herren und in Kingston den Principal W. A. Mackintosh, den Vice-Principal I. A. Corry, Dr. J. E. Hodgess mit ihren Damen, die Professoren Hilda Laird und Hans Eichner, Mr. Dewar und so manchen anderen, mit denen ich eine menschliche Begegnung hatte. Mit besonderer Dankbarkeit gedenken wir des Studentenpfarrers Laverty in Kingston, der mit Padre angesprochen wird. Er nahm sich die Zeit, uns die nähere Umgebung mit dem historischen Old Fort Henry und der großen modernen Queen Elisabeth School, aber auch die fernere auf einer Autofahrt zu zeigen. Bei den Entfernungen in Kanada und den großen Wagen sowie den ausgezeichneten Straßen rechnet man als Nachmittagsausflug eine Fahrt in der Länge von Stuttgart nach Frankfurt. Den Begriff der Entfernung lernt man

wahrlich gründlich kennen, und dadurch ändern sich auch die eigenen gewohnten Maßstäbe.

Die mit Recht so viel gerühmte ungemein großzügige Gastfreundschaft der Nordamerikaner haben wir in jeder Weise erfahren, ebenso auch eine aufmerksame und verständnisvolle Beachtung der Vorlesungen in der kanadischen Presse, so in „The Kingston Whig Standard“, Chefredakteur A. Edinborough, und in der Studentenzeitung „Queens Journal“, ebenso in den Torontoer Zeitungen.

Land und Leute

Von Kanada läßt sich viel Gutes und Positives sagen: Ein Land der Zukunft mit vielen Möglichkeiten, aber natürlich auch Schwierigkeiten. Wie gesagt: irgend ein Urteil will ich nicht abgeben. Um das zu können, müßte man Jahre dort leben. Aber einiges, was ins Auge fällt, darf hervorgehoben werden.

Schicksalbestimmend und die Menschen formend ist die schier unendliche Weite. Um nur ein Beispiel zu geben: Die Provinz Ontario allein ist viermal so groß wie die Bundesrepublik, und ganz Kanada ist größer als die Vereinigten Staaten. Das Land ist so riesenhaft, daß es sieben verschiedene Tageszeiten von Ost nach West hat. Es hat aber nur 16 Millionen Einwohner. Nebenbei bemerkt bringt die reiche Provinz Ontario allein 70 % aller Steuern des ganzen Staates auf. Es gibt mehrere große Städte und zugleich sehr dünn besiedelte Gebiete, stellenweise noch dichten Busch wie im Urwald und große Strecken Prärie. Großartig die gewaltigen Ströme und Seen und die Berge.

In den Mittelstädten hat fast jeder ein eigenes Häuschen oder Haus. Das dehnt eine Stadt wie Toronto mit seinen ca. 700 000 Einwohnern in die Länge und Breite in unvorstellbarem Maße aus: Toronto hat 64 km in der Ost-West-Axe und 32 km von Nord zu Süd. Verbindungen sind: Taxi, Automobile und eine Untergrundbahn. Ganze Wälder von Fernsehantennen beherrschen das Stadt-, aber auch das Dorfbild. Kaum ein Haus, auch das kleinste nicht, ist ohne Television. Die Antenne gilt als Zeichen einer gewissen gehobenen sozialen Stufe, ebenso wie der Besitz eines Autos, das bei den riesigen Entfernungen einfach eine Notwendigkeit ist.

Aber niemand soll glauben, daß es leicht ist, in Kanada zu Wohlstand zu gelangen, wenn man nicht entschlossen ist, hart und ausdauernd zu arbeiten. Die spärlichen Ausnahmen, die in wenigen Jahren große Gewinne erzielten, haben mit Glück richtig in Grundstücken spekuliert. Die Löhne jedoch sind meist höher als in der Bundesrepublik, auch der Lebensstandard.

Franzosen und Engländer bildeten ursprünglich den Hauptteil der Bevölkerung, nachdem die Indianer, die heute in Reservaten leben, fast ausgerottet waren. Die Zahl der Eskimos ist gering. Auch die Bauten aus der französischen Kolonialzeit prägen das Bild der Städte in der Provinz Quebec. In der Stadt Montreal in dieser Provinz mit rund 1 000 000 Einwohnern gibt es einen englischen und einen französischen Teil, beide grundverschieden. Dazu trägt auch die unterschiedliche Konfession bei: die Engländer sind Protestanten, die Franzosen Katholiken. In Montreal, das auf einer Insel im St. Lorenzstrom liegt, erhebt sich höchst eindrucksvoll die große St. Joseph Basilica auf einer Anhöhe. Ein hohes Kreuz beherrscht von dem Berge aus die Stadt. Das erste Kreuz wurde dort im Jahre 1534 errichtet und 1643

erneuert. 1874 wurde zur Erinnerung an diese Tatsachen das heutige Kreuz aufgestellt, das nachts leuchtet. Die Basilica ist ohne jede staatliche oder städtische Beihilfe aus Spenden der Gläubigen erbaut worden für viele Millionen Dollar. Die Basilica ist ein gewaltiger Bau mit mehreren Etagen, die durch Rolltreppen miteinander verbunden sind. Auch sonst erweist sich der Bau als höchst modern: in der Kirche selber sind im Parterre Toiletten. In die Riesenkuppel ist jetzt noch ein sehr geräumiger Vortragssaal mit Mikrofonen eingebaut.

Ein dienender Bruder des Ordens, der das katholische College betreute, Frère André, 1845 — 1937, hatte die Gabe, glaubhaft bezeugte Heilungen Kranker zu bewirken. Die Basilica ist dadurch zu dem Hauptwallfahrtsort für die Katholiken Kanadas geworden.

In der Provinz Ontario herrscht der Puritanismus. Das bedeutet unter anderem, daß Sonntags kein Alkohol und Wein zu haben ist. Auch der Zugang zum guten Canadian Whisky ist einigermaßen erschwert. Man kann ihn nur im kanadischen HO gegen eine zu bezahlende Lizenz auf Zeit kaufen, und die flüssigen Schätze liegen hinter Gittern, deren keine Großbank sich zu schämen brauchte. Der staatliche Laden ist nicht leicht zu finden und bewußt unauffällig nur mit einem seitlich angebrachten, fast verborgenen Schild bezeichnet. In der Öffentlichkeit und der Presse ist jede Reklame für Whisky untersagt. Die ganze Prozedur ist darauf angelegt, ein schlechtes Gewissen beim Alkoholfreund zu erzeugen. Anfangs gelang das sogar bei mir, was bei meiner Vorliebe für Whisky etwas heißen will. In Montreal war auch die letzte Spur davon verschwunden. Dort gab es alles ohne Lizenz.

Das Leben in der französischen Provinz Quebec ist bunter und aufgeschlossener. Natürlich ist auch die Küche reizvoller. Das Französische freilich der einfachen Bevölkerung ist kaum zu verstehen, weil die Sprache die Entwicklung des kontinentalen Französisch nicht mitgemacht und den Charakter einer früheren Zeit bewahrt hat.

Grundsätzlich besteht in Kanada keinerlei Animosität gegen das deutsche Volk, obwohl auch hier Nachwirkungen der nationalsozialistischen Propaganda zu spüren sind, Hitler bedeute Deutschland, und gegen die Nazis besteht eine starke Ablehnung. Denn in diesem gesund denkenden Volke kann man sich schlechterdings nicht vorstellen, daß ein großes Volk die Herrschaft von Gangstern dulden konnte und nun zulasse, daß Überbleibsel dieser braunen Gangster heute versuchen können, wieder eine Rolle in Deutschland zu spielen. Die Berichte der kanadischen und amerikanischen Zeitungen über nazistische Umtriebe in Deutschland stören immer wieder die sonst erfreuliche Entwicklung auf kulturellem und ökonomischem Gebiet zwischen Kanada und der Bundesrepublik.

Landschaftlich ist Kanada von großem Reiz. Bei Kingston am Ontario-See verläßt der St. Lorenz-Strom den See. In ihm liegen die berühmten Thousand Islands, die tausend Inseln, die im Sommer eine unbeschreiblich freundliche Möglichkeit des Lebens auf dem Wasser und mitten in ursprünglicher Natur bescheren. Im Herbst muß dort eine unvorstellbare Symphonie von leuchtenden Farben herrschen. Über den Strom führt eine genial konstruierte Brücke, deren andere Seite schon auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten liegt. Der St. Lorenz-Strom ist hier der Grenzfluß.

Dicht bei der Stadt Hamilton am Erie-See rauschen die Niagara-Fälle, die zum Teil zu USA, zum andern Teil zu Kanada gehören. Selbst die größte Verkitschung hat es nicht vermocht, die Großartigkeit dieser elementaren Natur zu zerstören. Auch im Winter bieten sie einen überwältigenden Eindruck, wenn ein Teil der stürzenden Wassermassen zu riesengroßen Eiszapfen gefriert.

In Kanada gibt es viele Universitäten und Colleges, die stark besucht sind. In der Provinz Ontario ist die Queen's University die älteste, gegründet 1841, die Universität Toronto mit 4 Colleges die größte. Kingston zählt rund 34 000 Einwohner. Das große Areal der Universität beherrscht die Stadt mit seinen zahlreichen Einzelbauten, meist gebaut aus den einheimischen grauen Steinblöcken. Die Bedeutung der Stadt beruht aber auch auf dem dort befindlichen Royal Military College of Canada und seinem großen Binnenhafen, der freilich im Winter noch tot ist bis zur Fertigstellung der großen Kanalprojekte.

Brücken

In Toronto kann man den Einwandererstrom sehr gut verfolgen, aus nahezu allen freien europäischen Ländern. Man hört alle Sprachen. In Toronto allein leben 40 000 Deutsche, in Montreal 20 000. Es erscheinen auch eine Reihe deutscher Tages- und Wochenzeitungen.

Sehr großzügig hat Kanada sich — ebenso wie nach dem Zusammenbruch in caritativer Hilfe für Deutschland — gegenüber den ungarischen Flüchtlingen gezeigt. Viele Tausende sind schon in Kanada, und weitere Tausende werden erwartet. Kanada schickt schon besonders tüchtige Lehrer nach den Lagern ungarischer Flüchtlinge in Europa, um die Ungarn so schnell wie möglich mit der englischen Sprache vertraut zu machen. Alle Vorkehrungen sind getroffen, um die Flüchtlinge sofort in den Produktionsprozeß einzugliedern.

Kanada braucht Menschen. Heute leben dort nur 16 Millionen, in zehn Jahren sollen sie auf 25 Millionen anwachsen. Die kanadische Regierung wird die Aufgabe haben, aus dem Völkergemisch eine Nation mit echtem Staatsgefühl zu machen und weitere Einwanderer ins Land zu ziehen. Es zweifelt niemand, daß es ihr gelingen und Kanada in ruhiger Sicherheit den Weg zu großer politischer Bedeutung weiter gehen wird.

Immer wieder überwältigte uns trotz der sehr winterlichen Landschaft die Großartigkeit der Natur, die der Lieblichkeit nicht ermangelt. Sie wird nicht beeinträchtigt durch zusammengedrückte Großstädte. Sie bleibt in ihrer Weite von überwältigender Einsamkeit. Schweigen herrscht in der Natur, die Wälder, die Wassermassen und darüber der Himmel bleiben unvergeßlich.

Sowohl in Kanada wie in USA habe ich nach einem Symbol in der Architektur gesucht, das den Charakter der Nordamerikaner wiedergibt. Es sind nicht die Bauten, es sind nach meinem Gefühl die Brücken. Diese gewaltigen Gebilde in ihrer technischen Schönheit und selbstverständlichen Leichtigkeit, die mit einer Kühnheit sondergleichen als Symbol der Herrschaft über die Natur gebaut sind und einen Teil der auch in dem nüchternen Amerika vorhandenen Romantik verkörpern: schwungvolle Planung und Energie, Realität und Wagnis, eine feste Gegenwart und eine große Zukunft.

Eine christliche Partei in der Entscheidung

Dem Essay des Sozialisten Klaus-Peter Schulz „Sorge um die deutsche Linke“ (DR 4/1954) lassen wir mit dem nachstehenden Beitrag die besorgte Kritik eines christlichen Demokraten an seiner Partei folgen. DR.

I.

In den europäischen Parlamenten hat sich die mehr oder minder weltanschaulich bestimmte Partei herausgebildet. Grob gesehen kehren die Grundformen in verschiedener Abwandlung wieder: die christliche, liberale oder sozialistische.

Der Zusammenbruch des totalitären Systems führte zu einer Rückbesinnung auf die christlichen Kräfte und zu ihrer Aktivierung im öffentlichen Raum und zwar nicht nur in Deutschland, sondern allgemein im freien Europa. So in Frankreich mit dem Mouvement Républicain Populaire, in Italien mit den Christlichen Demokraten und in Deutschland mit der Christlich-Demokratischen Union. Während in Ländern wie den Niederlanden, Belgien und wohl auch Österreich die katholische Parteitradition fortgeführt wurde, kam es in Deutschland aus dem Erlebnis eines gemeinsam geführten Abwehrkampfes gegen den Nationalsozialismus zu dem politischen Zusammenschluß katholischer und evangelischer Christen in CDU/CSU. Zwar war der Gedanke einer politischen Einheit der Christen schon in der Weimarer Republik aufgetaucht, so in den Christlichen Gewerkschaften, in denen der spätere Reichskanzler Heinrich Brüning zu ihren Verfechtern zählte, aber er erwies sich nicht als stark genug, überkommene Parteiformen umzugestalten.

Die in der Nachkriegszeit neubegründeten christlichen Parteien sind auf der gesamten Linie in eine schwere Krise geraten, insofern ihr Bemühen um einen Neuaufbau der Gesellschaft aus einer christlich-sozialen Vorstellungswelt ernstlich gefährdet ist. Rein äußerlich zeigen das eine Reihe Wahlergebnisse. Bei den letzten italienischen Wahlen verloren die Christlichen Demokraten die Mehrheit und führen in der laufenden Legislaturperiode die Regierungsgeschäfte, notdürftig gestützt auf die stets fragliche Mitarbeit unbedeutender Parteien und daher ohne innere Mächtigkeit zur Lösung dringender sozialer Probleme. Das Mouvement Républicain Populaire erhielt bei den Parlamentswahlen des Jahres 1946: 173, 1951: 87 und 1956: 73 Sitze, während die Kommunisten 150 Mandate erzielten. Dabei entwickelte sich das Mouvement Républicain Populaire zu einer Regionalpartei. 41 Abgeordnete sind in der Bretagne und in Elsaß-Lothringen gewählt worden. Im deutschen Sprachgebiet liegt die Niederlage der Österreichischen Volkspartei bei den Präsidentenwahlen im Rahmen dieser allgemeinen Entwicklung. Auch die Kommunalwahlen des Herbstes 1956, deren Ergebnis eine katholische Zeitung als „Berggrutsch“ im Hinblick auf die CDU kennzeichnete, sind mehr als der Ausdruck einer nur augenblicklichen Mißstimmung, wenn man berücksichtigt, daß fast alle großen Städte des rheinisch-westfälischen Gebietes wie Köln, Düsseldorf, Essen oder Oberhausen ihre teilweise ein Jahrzehnt hindurch tätigen CDU-Oberbürgermeister ablösten.

II.

Es stellt sich die Frage nach dem Wesen einer christlichen Partei. Die Zentrumspartei würde geantwortet haben, daß Politik bei aller Anerkennung der Eigengesetzlichkeit verschiedener Sachgebiete Verwirklichung der Grundsätze von Glaube und Weltanschauung im öffentlichen Bereich beinhalte. Für eine überkonfessionelle christliche Partei mußte eine Grundlage gefunden werden, die das der katholischen und evangelischen Auffassung Gemeinsame unter Berücksichtigung der geschichtlichen und gesellschaftlichen Situation des deutschen Volkes zu einem Gesellschafts- und Staatsbild entwickelte. Das hat die CDU im Ahlener Programm versucht. Im Grunde ist dieses Programm totes Papier geblieben und nicht einmal in die Anhängerschaft, geschweige denn in das Volk gedrungen. So ist die christliche Partei im Volksbewußtsein weitgehend zur Partei eines Mannes, eben zur Kanzlerpartei geworden. Trotz der bedeutenden Persönlichkeit des Kanzlers ist das innere Leben der CDU sowohl geistig als auch organisatorisch nur sehr schwach entwickelt. Während beispielsweise die SPD in der Zweimonatsschrift „Die neue Gesellschaft“ ein Organ für die innerparteiliche Auseinandersetzung besitzt und hier Entscheidungen geistig vorbereitet, fehlt der CDU ein solches Forum. Die SPD verfügt über eine festgefügte Mitgliederorganisation, eine Vielzahl von Vereinen wie Frauengruppen, Betriebsgruppen, Arbeitsgemeinschaften sozialdemokratischer Lehrer, Juristen und Ärzte, die Arbeiterwohlfahrt, die Naturfreunde usw., dazu im Deutschen Gewerkschaftsbund und wenn auch von weit geringerer Bedeutung in der Genossenschaftsbewegung über starke Stützpunkte in den Massen. Dieser Gruppierung steht die CDU als reine Wählerpartei gegenüber. Die großen katholischen Verbände aus der Zeit vor 1933 bestehen vielleicht mit Ausnahme von Katholischer Arbeiterbewegung und Kolping in der früheren Form nicht mehr. Ohne den Rückhalt, den das Zentrum an diesen Verbänden hatte, weist die CDU zum 1. Januar 1956 245 000 Mitglieder, das sind weniger als 2 % der Stimmen, die sie bei der Bundestagswahl im Jahre 1953 erzielt hat, aus. Vor dem Stuttgarter Parteitag der CDU forderte der stellvertretende Vorsitzende, Bundesminister Kaiser, in Erkenntnis der strukturellen Schwäche und der dadurch in der Industriegesellschaft aufs äußerste gefährdeten politischen Wirkkraft die Entwicklung von der Wählerpartei zur Mitgliederpartei. Aber bislang vergebens.

Weltanschaulicher Ausgangspunkt einer christlichen Partei ist die Fundierung im christlichen Naturrecht. Das bedeutet in einer Zeit fortschreitender Kollektivierung die Sicherung der Freiheit und damit des Wirkraums der Persönlichkeit. Neben der Stützung der kinderreichen Familie tritt daher auch ihre Verantwortung für die Ausbildung der Kinder, die mit der Forderung nach einer allgemeinen „Studentenbesoldung“ unvereinbar ist und andererseits die primäre Verpflichtung zum Entstehen für das hilfsbedürftige Glied wenigstens innerhalb des engsten Familienkreises einschließt. Die Aufgabe unserer Zeit besteht darin, selbständige Gesellschaftsgebilde der verschiedenen Stufen gegenüber der Staatsallmacht durch Zuteilung echter Aufgaben wieder funktionsfähig zu machen und damit im Sinne des christlichen Gesellschaftsgesetzes von der relativen Autonomie des kleineren Kreises beispielsweise im wirtschaftlichen Bereich nach Möglichkeit die direkte und indirekte Staatsintervention zu verhindern.

Eine christliche Partei hätte nach mehr als einem Jahrzehnt ihres Bestehens entsprechend der Forderung des ehemaligen Kultusministers von Nordrhein-Westfalen, Schütz, ein Kulturprogramm entwickeln müssen. Wie sehr hier die Auffassungen in der CDU auseinanderklaffen, zeigte der Konkordatsstreit vor dem Bundesverfassungsgericht.

Für eine christliche Partei dürften die Ausführungen Helmut Beckers im Dezemberheft 1955 des „Merkur“ „Kulturverwaltung oder Kulturpolitik?“ von Interesse sein, wenn er u. a. schreibt: „Die staatliche Schule sollte daher nicht Bekenntnisschule sein; innerhalb des säkularisierten Staates ist dies eine *contradictio in adjecto*... Aber diese christliche Gemeinschaftsschule kann der Staat nicht oktroyieren. Den Eltern, die eine Unterrichtung ihrer Kinder auf geschlossener konfessioneller Grundlage wünschen, darf die Gemeinschaftsschule nicht aufgezwungen werden. Da der Staat seinem Wesen nach nicht konfessionell erziehen kann, bleibt hier nur ein Ausweg: die vom Staat voll finanzierte freie Konfessionsschule. Das gleiche muß von der Lehrerschaft gelten.“

Die Standortbestimmung als christliche Partei ist innerhalb der CDU nicht erfolgt. Davon legt ein Aufsatz des Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein, Kai-Uwe von Hassel, „Politik ohne Winkelzüge!“ in der „Politisch-Sozialen Korrespondenz“ vom 1. Mai 1957 Zeugnis ab. Von Hassel gehört zu den führenden Männern des evangelischen Flügels der CDU und gilt mit Recht als einer der kommenden Männer. Von Hassel meint, das Christliche im Namen der CDU beinhalte kein Monopol, sondern sage über ein Doppeltes aus: Der politische Auftrag müsse in der Verantwortung vor Gott erfüllt werden, und diese Verantwortung beschränke sich nicht nur auf den privaten Bereich, sondern erstrecke sich auch auf das politische Leben. Aus dieser Grundhaltung folgte alsdann das Gesetz der Liebe zum Nächsten als Postulat einer Politik aus christlicher Verantwortung. Was von Hassel fordert, ist sicherlich die notwendige und in der Praxis allzu stark in den Hintergrund gedrängte Voraussetzung einer christlichen Politik. Aber ob diese Formulierung ohne jeglichen Nachweis materieller Strukturelemente genügt, die Grundlage einer großen Partei zu bilden? Von Hassel bringt die christliche Partei im Hinblick auf ihre Zukunftsträchtigkeit in Nachbarschaft zu den europäischen liberalen Parteien, wenn er feststellt, daß die Existenz der CDU „alle Parteien in der Bundesrepublik zu einer toleranten, ja zu einer positiven Haltung gegenüber den Kirchen und gegenüber dem Geist der abendländischen Kultur“ verpflichtet.

III.

Ergibt sich somit ein ernstes Krisenzeichen der christlichen Partei aus der Unbestimmtheit und vielleicht sogar Unbestimmbarkeit ihrer ideellen Fundierung, die ihre Anhängerschaft zum Unterschied von der stetigen Aufwärtsentwicklung der sozialistischen Partei so schwankend erscheinen läßt, so vertieft sich diese Grundlagenkrise, die unter Umständen wenn nicht die Existenz, so doch die Wirkkraft empfindlich berührt, durch eine gleichlaufende Erscheinung im christlich-sozialen Sektor. Rein organisatorisch stagniert diese Bewegung seit Jahren und befindet sich sowohl im katholischen als auch im evangelischen Sektor in einer langdauernden Führungskrise, die einmal auf persönlichem und

sachlichem Ungenügen, sodann auf dem Umstand beruht, daß die Mehrzahl der christlichen Arbeiterführer Stellungen im öffentlichen Bereich fanden oder eine ausgedehnte Nebentätigkeit als Abgeordnete im Parlament und in ähnlichen Institutionen ausüben, so daß die Arbeiterbewegung einer wirksamen Führung entbehrt. Heute umfaßt die Katholische Arbeiterbewegung in der Bundesrepublik 250 000 und die Evangelische Arbeiterbewegung schätzungsweise 20 000 Mitglieder. Die Mitgliederzahl der Sozialausschüsse der CDU dürfte unbeachtlich sein.

Die christlich-soziale Bewegung, die der Idee und der Tradition nach das Rückgrat einer christlichen Partei bilden müßte, hat nach 1945 weder ideologisch noch taktisch eine einheitliche Basis gefunden und nicht zuletzt dadurch die Abwanderung weiterer Teile der Arbeiter- und Angestelltenschaft zum Sozialismus verursacht. Als Katalysator diente und dient die Gewerkschaftsfrage. Der Verbandspräsident der Katholischen Arbeiterbewegung, Dr. Hermann Joseph Schmitt, hatte bereits in der „Politisch-Sozialen Korrespondenz“ vom 15. Juni 1954 in einem Aufsatz: „Die Gewerkschaftsfrage in christlicher Sicht“ dem DGB die Verletzung der Neutralität und Toleranz vorgeworfen sowie das Scheitern aller Versuche zur Bereinigung der Spannungslage festgestellt. Dr. Schmitt, einer der besten Kenner der christlich-sozialen Bewegung und einer ihrer bedeutendsten Vorkämpfer, stellte die Gewissensverpflichtung des Christen fest, Konsequenzen zu ziehen. Als dann die Christlichen Gewerkschaften gegründet wurden, verweigerte die überwiegende Mehrheit der bewußt katholischen und evangelischen Arbeiter die Gefolgschaft. Zwar mögen hierbei materielle Erwägungen sowohl der Funktionäre als auch der Mitglieder mitgespielt haben, die nicht auf die Sicherheit der wohl stärksten Finanzmacht in der Bundesrepublik verzichten wollten. Das ist die eine, aber eben nur die eine Seite. Auf der anderen Seite bekannten sich führende ehemalig christliche Gewerkschaftler vorbehaltlos zum DGB. Auch der deutsche Zweig des Jesuitenordens dürfte in seinen maßgeblichen Vertretern wie Professor von Nell-Breuning, der sich in der Zeit der Weimarer Demokratie in der christlich-sozialen Bewegung einen Namen machte, hinter der Einheitsbewegung stehen. Der Jesuitenpater Dr. Reichel ist der geistige Führer der Christlichen Kollegenschaft im DGB, eines Zusammenschlusses von DGB-Funktionären. Auch die Sozialausschüsse der CDU stehen gegen die von dem CDU-Bundestagsabgeordneten Even wiederbegründeten Christlichen Gewerkschaften, wie überhaupt diese Partei bei aller äußerlich betonten Neutralität eine im Grunde ablehnende Haltung einnimmt. Der evangelisch-sozialen Bewegung fehlt noch stärker als ihrem katholischen Partner der organisatorische Rückhalt. Unzweifelhaft aber hält sie, was an Männern wie Pfarrer Eberhard Müller oder Klaus von Bismarck sichtbar wird, ganz überwiegend an der Einheitsgewerkschaft fest, woran auch die Mitarbeit des CDU-Bundestagsabgeordneten Voss bei den Christlichen Gewerkschaften nichts ändert. So ist der Mitgliederbestand der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands mit 37 000 und unter Hinzunahme der Mitglieder des Saarlandes mit insgesamt 120 000 unbefriedigend geblieben.

Bereits am 6. November 1955 hatten sich die westdeutschen katholischen Bischöfe wenn auch in vorsichtiger Form zu Gunsten der Christlichen Gewerkschaften ausgesprochen. Mit ihrer Erklärung vom 16. März 1957 haben

sich die Bischöfe nunmehr autoritativ hinter die Christlichen Gewerkschaften gestellt und ihrer Besorgnis um Verlautbarungen von kleineren Gruppen und Einzelpersonlichkeiten im katholischen Raum Ausdruck gegeben, die sich gegen diese Gewerkschaften richteten. Auch diese Katholiken werden aufgefordert, alles den Christlichen Gewerkschaften Abträgliche zu unterlassen, vielmehr ihre günstige Entwicklung zu fördern. In einer Predigt vom 30. April 1957 zum 1. Mai im Kölner Dom hat sich Kardinal Frings nochmals eindeutig hinter die Christlichen Gewerkschaften gestellt. Damit ist die Autorität der katholischen Bischöfe im Streit um die Gewerkschaftsfrage eingesetzt.

Die in der Intervention der Bischöfe liegende potentielle Gefahr für den DGB haben die katholischen Funktionäre dieser Organisation wie Tacke und Maria Weber erkannt und mit vier Fragen von durchaus eindeutiger Tendenz geantwortet, so wenn sie Frage 4, wie folgt, formulieren: Ist der katholische Arbeitnehmer in Deutschland um einer erhofften Förderung der katholischen Mission willen verpflichtet, sich einer christlichen Gewerkschaft anzuschließen, auch dann, wenn er davon überzeugt ist, daß nur die Einheitsgewerkschaft stark genug ist, seine berechtigten Interessen wirksam durchzusetzen? Der Nachsatz allein ist ein sicheres Anzeichen dafür, daß es den katholischen Funktionären des DGB nicht um eine sachliche Klärung geht. Denn die bereits schon an sich nicht ungefährliche Monopolisierung der Macht an einer Stelle ist nicht notwendigerweise die Voraussetzung einer wirksamen Vertretung berechtigter Arbeitnehmerinteressen, wie die Gegenbeispiele Frankreich, Italien und Holland sowie die deutsche Gewerkschaftsentwicklung bis 1933 beweisen.

Diese Auseinandersetzung, deren Ausgang für die christlich-soziale Bewegung höchst bedeutsam sein muß, wird unter Umständen diese Bewegung ganz zur katholischen Seite hin verlagern, da sich der evangelische Partner, von einer geringen Minderheit abgesehen, für den Verbleib in der Einheitsgewerkschaft entschieden hat.

IV.

Mit dem Ausfall einer starken christlich-sozialen Bewegung als Stütze einer christlichen Partei aber verschiebt sich zwangsläufig das Schwergewicht innerhalb der CDU von der christlichen zur liberalen Seite, liberal hier wesentlich auf die Wirtschaftspolitik bezogen, darüberhinaus sogar im Sinne einer bestimmten geistigen Grundhaltung, aber ohne den typisch antiklerikalen Affekt des Liberalismus. Es fehlt einer solchen Partei an dem Einfühlungsvermögen in die spezielle Problematik des Industriestaates. Auf diesem Gebiet aber werden trotz aller unbestreitbaren Erfolge der Marktwirtschaft die für unser kommendes Gesellschaftsbild grundlegenden Entscheidungen fallen.

Zwei Grundströmungen, die an der Wiege jeder sozialistischen Partei stehen, sind ungeachtet des hohen Lebensstandards in der Bundesrepublik besonders virulent: das Streben nach egalitärer Demokratie und nach staatlicher Sicherheit, was im Grunde und sogar in einem radikalen Sinn verstanden Ordnung des menschlichen Lebens in fast allen Sparten durch die öffentliche Gewalt bedeutet. Mit dieser Kollektivierung des Menschen und der Entmachtung der Gesellschaft geht zumeist in demokratischen Staaten eine Entfremdung des Bürgers gegenüber dem Staat Hand in Hand, wie sich trotz der anhaltenden

kommunistischen Bedrohung der Bundesrepublik in der Frage der Wehrpflicht in solchen Kreisen, die wie die sozialistische Jugendorganisation den totalen Wohlfahrtsstaat anstreben, erweist. Jeder, der in einer Industriegesellschaft das Banner des Wohlfahrtsstaates aufpflanzt, wird sich allein dadurch den Zulauf einer undifferenzierten Masse sichern. Träger der Idee des Wohlfahrtsstaates sind in der Bundesrepublik trotz aller taktischen Manöver SPD und DGB, die ihre politischen Aktionen zumeist synchronisieren und dies infolge weitgehender Personalunion ohne Schwierigkeit können.

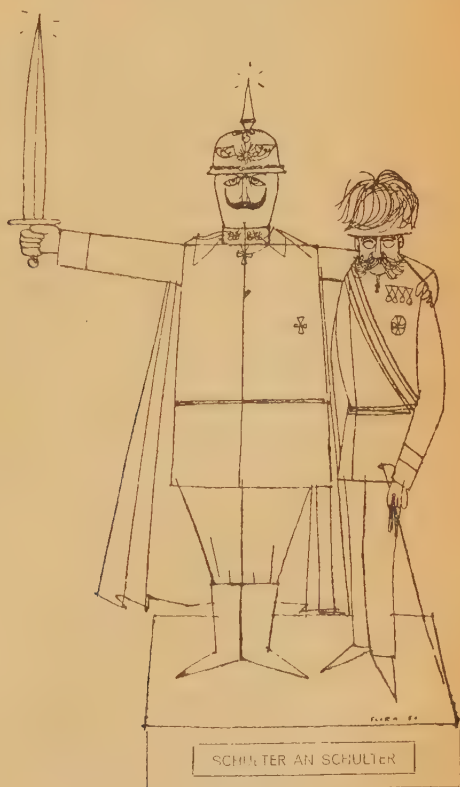
SPD und DGB streben trotz der der Arbeitnehmerseite zugestandenen weitgehenden Mitbestimmungsrechte eine Sozialisierung der Grundstoffindustrien an. Gleich in welcher juristischen Form sie auch immer erfolgen sollte, stellt sie eine Machtverlagerung ungeheuren Ausmaßes auf die öffentliche Gewalt dar. Die gesamte Daseinsfürsorge soll der Staat übernehmen. Daher Volkspension, trotz aller bestehenden Krankenkassen kostenfreie staatliche Gesundheitsfürsorge, natürlich kostenloser Unterricht auf allen Stufen, Ausbildungsgelder für Studenten, eine Steuerpolitik, die private Kapitalbildung mehr oder weniger unmöglich macht, dafür aber durch eine rigorose Besteuerung der mittleren und höheren Einkommen die volkswirtschaftlich unumgängliche Kapitalbildung auf den Staat verlagert. In der Steuerpolitik der Sozialisten und des DGB fällt auf, daß sich beide gegen lineare Steuersenkungen wenden und unter Hinweis auf soziale Erfordernisse Steuerermäßigungen dort vorschlagen, wo auch unter Berücksichtigung der geringeren Einkommenshöhe die steuerliche Belastung nicht ungebührlich erscheint.

Wie weit andererseits das Streben nach wohlfahrtsstaatlichen Sicherungen die Mittelklassen ergriffen hat, wird nicht nur aus den Forderungen der Landwirtschaft nach staatlichem Schutz auf allen Gebieten und direkten oder indirekten Staatssubventionen erkennbar, sondern jüngst noch aus dem Begehren der Anwaltschaft nach Anwaltspensionen und dem der Studenten nach „Studentengehältern“ unter Streikandrohung. Das aber bedeutet, daß sich der Mittelstand den Ideen des Wohlfahrtsstaates zunehmend öffnet, eine Entwicklung, die in den skandinavischen Staaten in einer stillen Revolution zu einer grundlegenden Änderung der politischen und gesellschaftlichen Struktur geführt hat.

Wie stark es bei der vorstehend angedeuteten Problematik um die Freiheit der Persönlichkeit und die Wirkmöglichkeiten freier Verbände geht, mögen zwei Vorgänge dartun. Auf Veranlassung der sozialistischen Mitglieder des Vorstandes der Wuppertaler Stadtwerke werden Lohn- und Gehaltserhöhungen nur denjenigen Arbeitnehmern gewährt, die dem DGB oder einer anderen tariffähigen Gewerkschaft angehören. Das heißt Koalitionszwang! In der Wohlfahrtspflege wiederum bereitet die SPD Schritt für Schritt ein staatliches Wohlfahrtsmonopol vor. So wenn die Landschaftsversammlung des Landesverbandes Rheinland mit 53 Stimmen der SPD gegen 51 Stimmen der CDU und FDP beschloß, die Unterstützungen für die kommunalen Wohlfahrtseinrichtungen zu erhöhen durch entsprechende Senkung der Zuwendungen an die freien Wohlfahrtsverbände.

Die CDU ist der ihr durch diese Entwicklung — und wie zugegeben werden muß — äußerst schwierigen Lage schon im Hinblick auf die Gewerkschaftsfrage nicht gerecht geworden. Zwar hat Bundestagspräsident Dr. Ger-

stenmaier auf dem Parteitag der CDU in Hamburg 1957 eine Abgrenzung dieser Partei gegenüber der Idee des sozialistischen Wohlfahrtsstaates versucht. Der Auseinandersetzung in der zurückliegenden Legislaturperiode mangelte jedoch Klarheit und Zielstrebigkeit. Die christlich-soziale Bewegung ging bei ihren Überlegungen von dem Grundsatz der freien menschlichen Persönlichkeit aus, erkannte die Bedeutung der gesellschaftlichen Zwischenglieder für das Gemeinwohl an und sah in der staatlichen Intervention eine Hilfeleistung, die soweit eben möglich durch genossenschaftliche Maßnahmen überflüssig gemacht werden sollte. Auf dieser ideellen Grundlage beruht die überkommene Sozialversicherung. Dabei zielte die christliche Bewegung auf eine weite Streuung des Privateigentums als der Grundlage unserer Gesellschaftsordnung. Sicherlich werden die veränderte heutige Situation hinsichtlich des Anwachsens der Industriegesellschaft mit den gesteigerten Lebensansprüchen, die Auflösung der dörflichen Gemeinschaften und mit ihr wertvoller Tradition, der Vermögensverfall zweier Weltkriege, den breite Schichten allerdings überwunden haben, sowie eine schleichende Inflation berücksichtigt werden müssen. Es wäre verfehlt, würde die christlich-soziale Bewegung die Entwicklung der Massengesellschaft zurückzuschrauben suchen. Andererseits muß sich eine christliche Partei gerade heute dahingehend entscheiden, ob das Privateigentum und seine Streuung an erster Stelle stehen und Sozialmaßnahmen



PAUL FLORA:
WILHELM ZWO UND
FRANZ JOSEPH DER ERSTE

in einem der Massengesellschaft entsprechenden Ausmaß an die zweite Stelle treten sollen. Würde sie diese Entscheidung treffen, so wäre das eine echte antisozialistische Alternative. Denn beides nebeneinander wird nicht möglich sein.

In der ablaufenden Legislaturperiode hat die CDU die Familienausgleichskassen als genossenschaftliche Institution gegen den Widerstand der anderen Parteien unter führender Mitarbeit von Bundestagsabgeordneten der Katholischen Arbeiterbewegung geschaffen. Die Rentenreform wird trotz aller Mängel ein Großwerk deutscher Sozialgesetzgebung bleiben.

Leider ist das Programm der Eigentumsbildung und der Streuung von Privateigentum auch in dieser Legislaturperiode nicht verwirklicht worden. Es liegen wertvolle Arbeiten der Katholischen Arbeiterbewegung und ein Gesetzentwurf der Sozialausschüsse der CDU über das Miteigentum von Arbeitnehmern vor. Die CDU/CSU-Fraktion des Bundestages brachte einen Gesetzentwurf über die Reprivatisierung des Volkswagenwerkes ein wohl in Anlehnung an die in Österreich geschaffene Volksaktie. Sowohl Sozialisten als auch Gewerkschaften setzen diesen Reprivatisierungsabsichten schärfsten Widerstand entgegen und geben damit zu erkennen, daß sie den totalitären Wohlfahrtsstaat aus weltanschaulichen Gründen anstreben und darum eine Lösung der sozialen Problematik auf der Grundlage des Privateigentums ablehnen.

Die Entscheidung über eine christliche Partei in Deutschland wird mit von der Wiederherstellung einer einheitlichen Linie und der Realisierung der christlich-sozialen Grundideen in der politischen Alltagsarbeit abhängen. Dazu gehören in der Wirtschaftspolitik ein strenges Antikartellgesetz mit Verbotscharakter, das die Mehrheit des Bundestags durch den Einbau justizstaatlicher Elemente noch unwirksamer macht, als dies bisher bereits bei den Ausschlußberatungen geschehen ist. Auch die Finanzpolitik von Bundesfinanzminister Schäffer verdient unter christlich-sozialem Blickpunkt bei aller Anerkennung sonstiger Verdienste Tadel. Dr. Schäffer betrieb eine Thesaurierungspolitik, die das Prinzip der Subsidiarität auf dem finanziellen Sektor verleugnete. Der Bundesfinanzminister forderte von den Staatsbürgern Steuern, die nicht notwendig waren. Anstatt die Steuern drastisch zu senken, belegte sie das Parlament mit Beschlag, ohne daß die Bundesregierung von dem ihr verfassungsmäßig zustehenden Veto Gebrauch machte. Durch diese Art von Finanzpolitik wurden Eigentumsbildung und Investitionen behindert. Andererseits wurden Dauerausgaben für Bundes- und Länderhaushalte geschaffen, die in Zeiten verstärkter finanzieller Anspannung oder rückläufiger Wirtschaftskonjunktur nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Unter Umständen liegt hier die Ursache künftiger Steuererhöhungen.

Die CDU als eine Partei, die Anspruch darauf erhebt, Politik aus christlichem Glaubensgut zu gestalten, begegnet mit ihrer Zielsetzung einer zweifachen Schwierigkeit. Die eine im Ideellen liegende erwähnten wir schon, nämlich Substanz und Grenzen einer so konzipierten Politik darzulegen. Das könnte als rein theoretische Angelagenheit erscheinen, wenn die Frage einer christlichen Politik nicht zu einem weiteren Problem von großer Tragweite führte: der Entchristlichung als einer Folge der Verstädterung. Im Oktoberheft 1956 von „Wort und Wahrheit“ weist François Houtart in einem lesens-

werten, „Die Kirche und die Großstädte“ überschriebenen Aufsatz darauf hin, daß in Köln die Zahl der praktizierenden Katholiken 27 %, in Düsseldorf 29 % und in Essen ausnahmsweise 40 % beträgt. Auf evangelischer Seite werden die Vomhundertsätze noch niedriger liegen. Damit aber gewinnt das Ergebnis, das sich aus der Realisierung der christlichen Grundsätze in der Politik ergibt, geradezu entscheidendes Schwergewicht. Denn der Kreis der aus dem Christlichen Ansprechbaren verringert sich, während der andere aus christlichen Grundsätzen nicht mehr ansprechbare Teil, der jedoch nicht antichristlich eingestellt ist, infolge der Anerkennung bestimmter Grundsätze einer christlichen Partei (z. B. Einreten für das Privateigentum) oder wegen der von dieser Partei erzielten politischen Erfolge unter Umständen für deren Liste stimmt.

Nach grober Schätzung kann bei durchschnittlicher Wahlbeteiligung eine christliche Partei wie die CDU mit einem festen Wählerstamm von 15 % Katholiken und 5 % Evangelischen im Bundesgebiet rechnen, einem Satz, der sich in einem Gesamtdeutschland angesichts der religiösen Situation Mitteldeutschlands weiter nach unten verschieben würde. Demgegenüber beträgt der sozialistische Stamm etwa 35 %, der bei einer Wiedervereinigung recht erheblich anwachsen würde. Unter Berücksichtigung dieser Schätzung lassen sich die künftigen parteipolitischen Tendenzen in Deutschland in etwa abwägen, vor allem wenn die Idee des sozialistischen Wohlfahrtsstaates in noch weitere Kreise des Mittelstandes eindringen sollte. Norwegen und Schweden bieten wenn auch entfernt Parallelen, zumal die deutschen Gewerkschaften die sozialistische Wohlfahrtsstaatsidee machtvoll unter den Massen propagieren. Die Erfolge dieser andauernden, sich keineswegs auf die Zeiten der Wahl beschränkten Gewerkschaftsaktionen wurden bei den Kommunalwahlen im Herbst des vergangenen Jahres sichtbar.

Sicherlich empfindet die christliche Partei ihr ideelles und organisatorisches Ungenügen und geht auch darum hauptsächlich unter Herausstellung der Persönlichkeit des Bundeskanzlers, des hohen deutschen Lebensstandards und der gefestigten deutschen außenpolitischen Position in die Bundestagswahl, in der sich erweisen muß, ob sich der politische Erfolg des Bundeskanzlers, der eindeutig für ihn spricht, gegenüber der erfolglosen sozialistischen Dogmatik durchsetzen wird. Aber selbst ein Wahlerfolg der CDU bedeutet keine Lösung der Krise, in der sich diese Partei vom Grundsätzlichen her befindet.

Hitler und der Osten

Man begegnet noch heute immer wieder der Behauptung, es habe nach 1933 zunächst einen vernünftigen und staatsmännisch verantwortlichen Hitler gegeben, der, wenn zum Teil auch mit verwerflichen Methoden, doch friedliche Revisionspolitik betrieben habe; erst später, etwa nach dem Münchner Abkommen, sei Hitler unvernünftig und kriegerisch geworden und habe allmählich jedes Augenmaß verloren. Wer so urteilt, beweist damit nur, daß er noch nachträglich ein Opfer der nationalsozialistischen Propaganda ist. Wer mit politischer Vernunft zu urteilen vermag, der sieht sofort ein, daß Hitler gar keine andere Möglichkeit hatte, als sein imperialistisches Programm zunächst einmal zu verleugnen. Angesichts der militärischen Schwäche des Reiches mußte er alles unternehmen, um einen Präventivkrieg der sich bedroht fühlenden Mächte zu verhindern. In der Tat hat der Präventivkriegsgedanke, etwa beim polnischen Staatschef Marschall Pilsudski, zeitweise eine Rolle gespielt. Die Friedensjahre der nationalsozialistischen Außenpolitik sind somit nur als Jahre der Vorbereitung auf den stets ins Auge gefaßten Krieg zu verstehen: militärische Wiederaufrüstung und Kriegsvorbereitung im Innern unter Abschirmung durch Friedenspropaganda und Antibolschewismus nach außen. Politik der Gleichberechtigung und der territorialen Revision mit völkerrechtlichen und moralischen Argumenten bedeutet zugleich Schaffung günstiger machtpolitischer und strategischer Ausgangspositionen für den stets beabsichtigten Eroberungskrieg im großen Maßstab. Von der Notwendigkeit, neuen Lebensraum zu erobern, sprach Hitler bereits drei Tage nach seiner Machtübernahme vor hohen Offizieren der Reichswehr. Es ergibt sich also eine lückenlose Linie von Bekenntnissen Hitlers zu seinem Eroberungsprogramm, die er in den Jahren nach 1933 offen auszusprechen allerdings eben nicht für zweckmäßig hielt. Wiederherstellung der Grenzen von 1914 war niemals sein Ziel, sondern nur das Mittel, um die betroffenen Staaten zu schwächen und zu demoralisieren und damit zugleich günstige Voraussetzungen für den eigentlichen Eroberungskrieg zu schaffen. Die Frage, ob Hitler nicht mehr ein antimarxistischer Europäer gewesen sei, denn ein großdeutscher Imperialist, übersieht geflissentlich, was für eine Rolle Europa in der nationalsozialistischen Konzeption allein hätte spielen können, nämlich die eines von einer deutschen Herrenrasse befohlenen Kontinents.

Die anderen Regierungen und Völker über seine eigenen Absichten hinwegzutäuschen, gelang Hitler so vortrefflich, daß dem phänomenalen machtpolitischen Aufstieg Deutschlands nach 1933 kaum Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Selbstverständlich ging dabei auch nicht alles nach den Berechnungen Hitlers, und seine Außenpolitik führte Deutschland auch in den sogenannten Friedensjahren hart am Rande eines Krieges vorbei. Daß er das deutsche Staatsschiff auf seinem abenteuerlichen Kurs um alle Klippen herumzusteuern vermochte, bis zu dem Zeitpunkt, wo er sich dann stark genug fühlte, um den Krieg wagen zu können, das ist weniger der damals viel ge-

rühmten Intuition des Politikers Hitler zuzuschreiben, sondern der ungewöhnlichen Gunst der weltpolitischen Verhältnisse: der Uneinigkeit der anderen Mächte, dem schwächlichen Pazifismus der westlichen Demokratien, dem Mißtrauen zwischen England und der Sowjetunion, dem Abseitsstehen der Vereinigten Staaten von Amerika, dem Aufbruch Italiens zu eigenen imperialistischen Abenteuern und der allgemeinen Auflösung des Systems von Versailles und Genf, dem ja keineswegs Hitler, sondern die Japaner den ersten schweren Schlag versetzt hatten.

Im Zeichen der Forderung auf Gleichberechtigung also standen die ersten Jahre der Außenpolitik Deutschlands nach 1933. Dabei ging es Hitler vor allem um die militärische Gleichberechtigung, um die Rückgewinnung der „Wehrhoheit“. Die militärischen Klauseln des Versailler Vertrages, noch nicht die territorialen, sollten in dieser ersten Phase revidiert werden. Das war, wie gesagt, bereits das Bemühen der Regierungen vor Hitler gewesen, und sie hatten dabei nicht unbeträchtliche Erfolge erzielt. So war z. B. die militärische Gleichberechtigung schon 1932 praktisch zugestanden. Es zeigte sich aber bald, daß Hitler einen grundsätzlich anderen Weg gehen wollte: nicht im Völkerbund, durch den Völkerbund, sondern gegen den Völkerbund wollte er dieses Ziel erreichen. So trat Deutschland — erste aufsehenerregende Tat der neuen Regierung — aus Völkerbund und Abrüstungskonferenz aus. Das war im Oktober 1933. Ungefähr zur selben Zeit begann die geheime Wiederaufrüstung in großem Maßstab, über die allerdings die Geheimdienste der anderen Mächte sehr bald ziemlich genau Bescheid wußten.

Gleichzeitig aber strebte Hitler einen Ausgleich mit Polen an, mit jenem Staat also, der sich durch das Wiedererstarken Deutschlands wie kein anderer bedroht fühlen mußte. Das Freundschaftsabkommen mit Polen vom Januar 1934 war vielleicht der geschickteste Schachzug der Hitlerschen Diplomatie. Er gab scheinbar ein glänzendes Beispiel seines Willens auf gute und friedliche Nachbarschaft. In der Tat und Wahrheit schuf er sich den potentiell gefährlichsten Gegner vom Halse und schlug zugleich eine empfindliche Bresche in das französische Bündnissystem in Osteuropa. Für seine späteren Unternehmungen nach Südosten hin sollte sich die polnische Flankendeckung reichlich bezahlt machen. Als er die polnische Freundschaft dann nicht mehr brauchte, wandelte sich diese Scheinfreundschaft sehr rasch in eine unversöhnliche Gegnerschaft, an der sich der Krieg, ganz folgerichtig, auch entzünden sollte.

Die französische Diplomatie versuchte zunächst, das dynamische deutsche Reich in ein System der kollektiven Sicherheit hineinzuzwingen. Hitler ließ sich aber nicht festlegen und verfolgte seine Politik der einseitigen Vertragskündigungen und der Schaffung vollendeter Tatsachen weiter. Im März 1935 führte er in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht wieder ein, und ein Jahr später besetzte er das entmilitarisierte Rheinland. Europa befand sich am Rande eines Krieges. Aber schließlich wagte Frankreich nicht, aus eigener Kraft zu handeln. England wollte keinen Krieg in Westeuropa, da die Spannungen mit Italien wegen der Eroberung Abessinien seine ganze Aufmerksamkeit im Mittelmeer erforderte. Unter geschickter Ausnutzung der weltpolitischen Lage, sozusagen im Windschatten des weltpolitischen Sturms, war es Hitler gelungen, die militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrages

zu beseitigen. Deutsche Truppen standen wieder an den Grenzen Frankreichs und Belgiens. Deutschland hatte seine strategische Handlungsfreiheit zurückgewonnen. Das Einfallstor im Westen war abgeriegelt, und infolgedessen der militärische Ausfall nach Osten und Südosten wieder möglich.

Gleichzeitig begann sich auch die außenpolitische Lage Deutschlands zu bessern: die Isolierung, in die Deutschland durch die Politik der Vertragsbrüche geraten war, wich einer rasch wachsenden deutsch-italienischen Zusammenarbeit, da Italien sich wegen seines Überfalles auf Abessinien mit dem Völkerbund und den Westmächten verfeindete. Es entstand die Achse Rom-Berlin. Der im Sommer 1936 ausbrechende spanische Bürgerkrieg intensivierte die Zusammenarbeit der beiden ideologisch verwandten Regimes. Offen unterstützten sie unter der Parole des Antibolschewismus General Franco und schlossen sich mit Japan im sogenannten Antikominternpakt zusammen. Allerdings war dieser Vertrag kein Bündnis, sondern mehr ein Instrument der ideologischen Kriegführung und politischen Propaganda. Immerhin zeichnete sich damit das „weltpolitische Dreieck Berlin-Rom-Tokio“, wie Ribbentrop die Kombination nannte, bereits am Horizonte ab. Der Hauptfeind dieser drei Mächte war, zunächst noch, die Sowjetunion, da man, allerdings mit Recht, feststellte, zwischen der Politik der kommunistischen Internationale und der Politik des Kreml könne kein Unterschied gemacht werden.

Bereits im Jahre 1937 legte Hitler seine Außenpolitik aber auch auf eine antibritische Linie fest. Er war überzeugt, daß das gewünschte Bündnis mit England unter seinen Bedingungen nicht zu haben war: nämlich Anerkennung und Respektierung des britischen Weltreiches deutscherseits gegen Anerkennung der deutschen Hegemonie in Europa, d. h. vor allem der „freien Hand im Osten“ britischerseits. In einer denkwürdigen Ansprache an die höchsten Offiziere der Wehrmacht enthüllte Hitler am 5. November 1937 seine wahren Ziele, wie wir sie aus „Mein Kampf“ bereits kennen. Er fühlte sich stark genug, nun zu einer aggressiven und expansiven Außenpolitik überzugehen. Die Inangriffnahme des imperialistischen Programms war in unmittelbare Nähe gerückt. Dabei setzte Hitler die Gegnerschaft Frankreichs und Englands als feste Größen ein. Die fast gleichzeitig einsetzende britische Befriedungspolitik unter Neville Chamberlain, die den europäischen Diktatoren weit entgegenkommen wollte, änderte an dieser grundsätzlichen Festlegung nichts, so gern Hitler die Früchte dieser britischen Politik auch einheimste. Selbst friedliche Einmischung war eben doch Einmischung sog. „raumfremder“ Mächte.

Als erste Opfer hatte Hitler in dieser Ansprache Österreich und die Tschechoslowakei genannt. Als moralische Rechtfertigung für die Zerschlagung der beiden Staaten sollte das Selbstbestimmungsrecht dienen: die „Heimführung“ der Österreicher und der Sudetendeutschen in das gemeinsame Reich aller Deutschen. Dabei ist wichtig festzustellen, daß die nationale Idee in Hitlers Denken keinen selbständigen Wert darstellte. Die Einverleibung Österreichs und der Tschechoslowakei betrachtete er unter rein machtpolitischen und strategischen Gesichtspunkten, als Ausgangsbasen für weitere Unternehmungen nach Osten und Südosten hin. Die nationale Argumentation war für die Propaganda, für die Weltöffentlichkeit bestimmt. Sie sollte sein Vorgehen rechtfertigen, weiter nichts.

Im Februar 1938 war es so weit. Der österreichische Staat war durch äußeren Druck, vom deutschen Reiche her, und durch inneren Druck, seitens der österreichischen Parteigänger Hitlers, so weit zermürbt und in die Enge getrieben, daß der Bundeskanzler Schuschnigg nur noch in einer Volksabstimmung einen Ausweg sah. Da Hitler das Ergebnis einer solchen Abstimmung offenbar fürchtete, beschloß er, sofort zu handeln. In einer überstürzten Aktion marschierten seine Truppen am 12. März 1938 in Österreich ein. Sie wurden nicht mit Schüssen, sondern mit Blumen empfangen. Die anderen Mächte waren völlig überrascht. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Entstehung des „Großdeutschen Reiches“ zur Kenntnis zu nehmen.

Der leicht errungene Erfolg spornte Hitler an, alsbald das zweite Ziel anzugehen: die Zerschlagung des tschechoslowakischen Staates. Die sudetendeutsche Minderheit erhielt den Auftrag, den Volkstumskampf zu verschärfen und von der tschechischen Regierung immer mehr zu fordern, als sie konzedieren könne. Sozusagen planmäßig spitzte sich die Situation im Laufe des Sommers 1938 zu. Die Sudetendeutschen schrien: „Wir wollen heim ins Reich“, und Hitler forderte schließlich die Abtrennung der Sudetendeutschen Gebiete. Er ließ auch deutlich durchblicken, daß er notfalls Krieg führen würde, um dieses Ziel zu erreichen, und erließ die notwendigen militärischen Geheimbefehle. Chamberlain versuchte zu vermitteln, sah sich aber von Hitler selbst hinters Licht geführt. Ende September schien der Krieg unvermeidlich. Da schaltete sich Mussolini ein, und es kam zur Vierer-Konferenz von München. Hitler erhielt seine Forderungen im wesentlichen zugestanden. Die Tschechoslowakei war als Machtfaktor ausgeschaltet. Die Westmächte waren einmal mehr vor Hitlers massiven Drohungen zurückgewichen. Der deutsche Diktator hatte zwar versprochen, damit sei Deutschland territorial saturiert. Ein haltbarer Friede schien vielen erreicht zu sein. Der Mann aber, auf den alles ankam, Adolf Hitler, mußte weiter; er brauchte den Krieg, wenn er seine nie aufgegebenen Ziele erreichen wollte.

Dokumente

Aus „Mein Kampf“: ... Die Außenpolitik des völkischen Staates hat die Existenz der durch den Staat zusammengefaßten Rasse auf diesem Planeten sicherzustellen, indem sie zwischen der Zahl und dem Wachstum des Volkes einerseits und der Größe und Güte des Grund und Bodens andererseits ein gesundes, lebensfähiges, natürliches Verhältnis schafft.

Als gesundes Verhältnis darf dabei immer nur jener Zustand angesehen werden, der die Ernährung eines Volkes auf eigenem Grund und Boden sichert. Jeder andere Zustand, mag er auch Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende andauern, ist nichtsdestoweniger ein ungesunder und wird früher oder später zu einer Schädigung, wenn nicht zur Vernichtung des betreffenden Volkes führen.

Nur ein genügend großer Raum auf dieser Erde sichert einem Volke die Freiheit des Daseins.

Dabei kann man die notwendige Größe des Siedlungsgebietes nicht ausschließlich von den Erfordernissen der Gegenwart aus beurteilen, ja, nicht einmal von der Größe des Bodenertrages, umgerechnet auf die Zahl des Volkes. Denn wie ich schon im ersten Band unter „Deutsche Bündnispolitik vor

dem Kriege“ ausführte, kommt der Grundfläche eines Staates außer ihrer Bedeutung als direkter Nährquelle eines Volkes auch noch eine andere, die militär-politische, zu...

...Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewußt einen Strich unter die außenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schließen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft.

Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Rußland und an die ihm untertanen Randstaaten denken...

Aus einer Erläuterung des NSDAP-Programms: . . . 1. *Aufrichtung eines geschlossenen Nationalstaates, der alle deutschen Stämme umfaßt.*

Alle, die deutschen Blutes sind, ob sie heute unter dänischer, polnischer, tschechischer, italienischer oder französischer Oberhoheit leben, sollen in einem Deutschen Reich vereinigt sein. — Wir fordern nicht mehr und nicht weniger, als was zugunsten unserer Feinde verlangt wurde — das *Selbstbestimmungsrecht der Deutschen* auf ihre Angehörigkeit zum Mutterland — zur deutschen Heimat.

... Aus einer Schrift des SS-Hauptamtes: Was aber den Goten, den Warägern und allen einzelnen Wanderern aus germanischem Blut nicht gelang — das schaffen jetzt wir, ein neuer Germanenzug, das schafft unser Führer, der Führer aller Germanen. Jetzt wird der Ansturm der Steppe zurückgeschlagen, jetzt wird die Ostgrenze Europas endgültig gesichert, jetzt wird erfüllt, wovon germanische Kämpfer in den Wäldern und Weiten des Ostens einst träumten. Ein dreitausendjähriges Geschichtskapitel bekommt heute seinen glorreichen Schluß. Wieder reiten die Goten, seit dem 22. Juni 1941 — jeder von uns ein germanischer Kämpfer! . . .

Aus einer Rede des Reichsführers SS: ... Ich meine jetzt die Juden-
evakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes.

Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. — ‚Das jüdische Volk wird ausgerottet‘, sagt ein jeder Parteigenosse, ‚ganz klar, steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen wir‘. Und dann kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind Schweine, aber dieser ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 da liegen oder wenn 1000 da liegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei — abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen — anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte . . .

Karthago

Vorwort zu einer Geschichtsrevision

Mit Völkern zu tun zu haben, ohne sie zu begreifen, ist gut für den Eroberer; für Zivilisatoren dagegen, die wir zu sein behaupten, ist nichts verwerflicher und sinnloser. *Gobineau* (Religionen und Philosophien Zentral-Asiens)

Es gilt, das wahre Gesicht des Punischen Karthago aufzuzeigen.

Das heißt, um es vorweg zu nehmen, daß wir uns lediglich unter den ausdrücklichsten Vorbehalten das Urteil zu eigen machen, das bis heute die Mehrzahl der Historiker gefällt hat und daß wir uns in einem gewissen Maße die Rehabilitierung einer Stadt, eines Reiches und vor allem einer Zivilisation zum Ziel gesetzt haben, die nach unserer Auffassung verkannt, wenn nicht gar wissentlich verleumdet worden ist.

Die Schwierigkeit dieser Aufgabe mag groß erscheinen; der Fluch, der auf der Hauptstadt des Punischen Reiches und seinen Bewohnern lastet, ist so tief in der Weltmeinung verwurzelt, daß es aussichtslos erscheinen mag, ihn je abzuschwächen.

Woher kommt dieser schlechte Ruf? Weshalb dieses miserable, so allgemein verbreitete Renommée?

Die Gründe dieser einmütigen Verlästerung sind nicht allzu schwer zu finden. Karthago ist das Opfer eines apodiktischen Urteilspruches. Es ist verurteilt worden, ohne je gehört worden zu sein. Die Verteidigung hat nie das Wort erhalten. Karthago starb, stumm für alle Zeiten. Keine Stimme hat sich je zu seinen Gunsten erhoben.

Karthago hat keinen Historiker gehabt, oder, um es genau auszudrücken, es ist keine Geschichte, keine Chronik bis zu uns gekommen, die von einem punischen Namen gezeichnet wäre. Hat Karthago zu seinen Lebzeiten sein Testament, seine Verteidigung, seine eigene Verherrlichung vorbereitet? Wir wissen es nicht. Jedenfalls ist nichts in unseren Besitz gelangt.

Bis zum heutigen Tag verfügt die Geschichte nur über eine einzige Informationsquelle: die Dokumente der feindlichen Propaganda.

Es ist Rom und Rom allein, das gesprochen hat.

Die Geschichte des Opfers hat der Mörder geschrieben, und es versteht sich am Rande, daß der Mörder sich die Glanzrolle vorbehalten hat. So, daß der Untergang Karthagos nicht mehr als Verbrechen, sondern als Sühne erscheint.

Das Schwert Roms ist das Schwert der Gerechtigkeit.

Tatsächlich ist alle römische Geschichte tendenziös; und es hat lange gedauert, bis die Welt dahinter gekommen ist. Die moderne Geschichtsschreibung hat sich oft genug und gewiß nicht leichten Herzens gezwungen gesehen, alte, eingewurzelte Meinungen und Auffassungen umzustößen und zu erkennen, daß Rom nicht immer das Recht auf seiner Seite gehabt hat, daß die Pax Romana letztlich lediglich der Krieg in Permanenz war, mehr oder

weniger anständig geführt. Aber das mag für den Augenblick einem andern Kapitel vorbehalten bleiben.

Um auf Karthago zurückzukommen, so hat Karthago ganz einfach Pech gehabt.

Karthago war in erster Linie die Stadt der Seefahrer und der Karawanen. Die lebendige Geschichte der Nomaden und der Seeleute wurde Jahrtausende lang auf Wasser und Sand geschrieben, und sie war kaum geschrieben, da hatten bereits Wind und Wogen Spur und Kielwasser verwischt.

Hätte es in ihrer Macht gelegen, Nomaden und Seeleute würden wahrscheinlich alles getan haben, um dem Sirocco und dem Mistral zu helfen, die Spuren ihrer abenteuerlichen und einträglichen Beutezüge für immer auszulöschen.

Karthago war aber auch die Stadt des Handwerks, der Goldschmiede, der Töpfer, der Metallverarbeitung, der Bergleute, der Werkmeister, der Chemiker und Glaser; das gewerbstätige Leben von Karthago war ein Gewebe von hundert und aberhundert Fabrikationsgeheimnissen, von tausenden handwerklicher Kunstgriffe, deren Geheimnis die mündliche Überlieferung von Generation zu Generation vererbte. Die Karthager hatten ihre Geheimnisse für die Färberei, ihre geheimen Fischplätze und geheimen Verbindungsleute überall.

Die See-, Handels-, Bank- und Arbeiterwelt Karthagos war ein einziges Geheimnis.

Aber in Ermangelung von Aufzeichnungen, in Ermangelung einer geschriebenen Geschichte, gibt es nicht wenigstens Monumente, die uns Aufschluß geben könnten?

Karthago ist eine Stadt, die nicht aus Basaltblöcken, noch aus Marmorquadern errichtet war, es war eine Stadt aus Ton, eine Stadt der Backsteine, der Ziegel und anderer keramischer Erzeugnisse. Der Lehm war im Feuer gehärtet, bemalt und mit Lack überzogen; aber die Zeit, die Sonne und der Regen haben nur allzu rasch diese irdenen Archive, diese Wandbekleidungen, die Vasen, Sarkophage und Götter zu Schutt zerrieben.

Vor allem, weil Karthago, eine reiche und aufblühende Stadt, von einem gehässigen und mitleidlosen Feind besiegt worden ist, mußte es nach dem Ansturm der Menschen noch die Vernichtung durch Brand, die Spitzhacke der Legionäre, das schürfende Eisen des römischen Pflugs über sich ergehen lassen. Der Fluch und das Salz, das Rom mit vollen Händen in den aufgerissenen, noch rauchenden Boden der Stadt streute, besorgten den Rest. So kommt es, daß die Götter Karthagos einen verabscheuten Namen und eine erschreckende Legende in der Chronik der triumphierenden Götter erhielten.

Die Araber von Tunis und die Normannen Siziliens brachen schließlich ihre Steine in den Fundamenten der Tempel und der Heiligtümer von Byrsa.

Von allem ist auf der Punischen Halbinsel nichts übrig geblieben, als ein Name, den man heute nicht einmal mehr richtig auszusprechen weiß.

Der Reisende, dessen Fuß diese verfluchte Stätte betritt, verspürt alle Schrecken des Nichts; der Archäologe beugt sich vergebens über die ausgehobenen Gräben, um lediglich Staub, Asche und Gips zutage zu fördern.

Angesichts dieser völligen Vernichtung sogar der Ruinen vermag der sprachlose Gelehrte, gleich all seinen Vorgängern nur zu wiederholen, was man seit zwei Jahrtausenden in allen Lexiken und Geschichtsbüchern unter dem Wort: Karthago findet. Und es ist ein betäubender Lärm, der aus den antiken Texten aufsteigt, wie das Grollen einer alles überspülenden Sturzflut: das Tosen der Verleumdungen, mit denen die römische Propaganda den Feind, den Konkurrenten im Welthandel, den Gegner zur See zur Strecke gebracht hat. Rom hat das Andenken des friedlichsten, fleißigsten, gottesfürchtigsten und geschicktesten Volkes mit Schimpf und Schmach ohne gleichen bedeckt, des Volkes der großen Entdecker, der Forscher, der Erfinder, Landwirte und Volkswirtschaftler, des Volkes der großen Künstler und hervorragenden Architekten.

Und weil Flaubert, zweifellos in grandiosem Gemälde, ein Karthago hat entstehen lassen, dessen Urbild er aus vergifteten Quellen geschöpft hat und weil er es mit einer grauenhaften Opern-Inszenierung umbaut hat, haben die historischen Verleumdungen über Karthago nunmehr auch im historischen Roman ihre literarische Bekräftigung gefunden

Es sieht so aus, als ob alles nunmehr gesagt wäre, und es mag als ein eben so gewagtes wie aussichtsloses Unterfangen erscheinen, zwei Jahrtausende überlieferter Traditionen und anerkannter Urteile umstoßen zu wollen. Die Fristen für die Berufung sind seit langem abgelaufen. Die Lügen, stets von neuem wiederholt, haben die Gültigkeit einer *causa judicata*, die Form einer Urwahrheit angenommen.

Es mag als eine unnütze Vergeudung von Zeit, als eine lächerliche Manie erscheinen, den Prozeß wieder aufzurollen mit dem Ziel, den guten Namen der Punier rehabilitieren, Moloch den Kinderfresser rein waschen oder gar von punischer Kunst und punischer Kultur sprechen zu wollen, nachdem es seit undenklichen Zeiten zum Axiom geworden ist, daß die Karthager nichts waren als Menschengeschlächter, meineidige Piraten und Schieber.

Wir werden den Versuch trotzdem wagen.

Wir wollen wissen, welches das wahre Gesicht Karthagos zu seinen Lebzeiten war. Wir wollen das große Mysterium dieser punischen Glanzzeit, dieses afrikanischen Friedens, den heiligen Schleier lüften, um hinter das eifersüchtig gehütete Geheimnis zu kommen.

Das ist nicht die Neugierde eines Sonderlings, es ist für uns ein vitales Bedürfnis. Wir bedürfen dieses Wissens. Denn nach einer Nacht von zweitausend Jahren, nach dem Chaos völliger Vergessenheit ist das afrikanische Reich Karthagos zu neuem Leben erwacht und uns Franzosen als Erbe zugefallen.

Das Wissen um das Geheimnis Karthagos ist für uns unerläßlich. Weil es dieses Geheimnis nie geahnt, nie gesucht und noch weniger entdeckt hat, hat Rom keinerlei Nutzen aus seiner Eroberung zu ziehen vermocht. Das punische Afrika, ein Mechanismus von höchster Vollendung, ist unter den Schlägen des Feindes vor zweitausend Jahren in Stücke gebrochen. Wird es möglich sein, die Überreste von neuem zu sammeln und daraus ein glückliches Afrika aufzubauen? Hier liegt für uns das Problem.

So werden wir ohne Furcht gegen den Strom feststehender Behauptungen und eingewurzelter Meinungen schwimmen, die so alt sind wie die Geschichte selbst. Wir werden den undurchsichtigen Vorhang von Großsprecherei beiseite schieben, die geographischen Gegebenheiten bloß legen, die afrikanische Seele erforschen, die der Küstenbewohner, der Menschen der Steppe und der Oasen, der Öl- und Weinbauern, Töpfer und Goldschmiede, der Bauhandwerker und der Künstler. Hier liegt Afrika, das Museum der Zivilisationen aufgeschlagen wie ein Buch.

Sodann werden wir die Geschichtsklitterungen unter die Lupe nehmen, die die Henker der gemordeten und geschändeten Stadt zu ihrem eigenen Ruhm sich aus den Fingern gezogen haben, und versuchen, das Mögliche und Wahrscheinliche herauszuschälen aus dem Wust des offenkundig Falschen. Wir werden die Zahlen nachprüfen, die Effektivstärke der Armeen, den Tonnengehalt der Flotten. Da Szenerie und Landschaft, die den Hintergrund der Historienmalerei bilden, die Schlachtfelder, die Häfen sämtlich wohl bekannt sind, werden wir die Übertreibungen der Historiker des Altertums festnageln können. Mit den wahren Ausmaßen werden wir den wahren Geist wiederfinden.

So werden wir, wenn wir erst dem wahren Genius der afrikanischen Erde geopfert und das Geheimnis der Blüte und des Zusammenbruchs Karthagos ergründet haben werden, wissen, was das Reich wert ist, das uns zugefallen ist: und dieser Wert wird notgedrungen im richtigen Verhältnis zu dem Wissen stehen, das wir darum haben werden.

Karthago, die Stadt, die wiederauferstehen kann und muß, ist nicht eine lateinische Präfektur in Afrika. Es ist eine Hauptstadt, es ist die Hafen- und die Handelsmetropole — es ist die Karawanserei, die das ganze französische Afrika befruchtet, von dem Golf der beiden Syrthen bis zum Golf von Benin; es ist die Stadt des Meeres und der unermesslichen Räume, die ihren Platz an der Sonne wiederfinden muß, weil die Geographie es will; weil Afrika es erfordert; weil die Menschen, die Winde und die Wogen stets der gleichen Strömung folgen; weil das ewige Meer, das Europa mit Asien und Afrika verbindet, schon morgen in vollen Schiffsladungen die Früchte der afrikanischen Erde nach der übrigen Welt, die Gaben der ganzen Welt nach dem Herzen unseres Imperiums tragen kann und muß.

Karthago ist nicht der eitle Staub einer weit zurück liegenden Vergangenheit, es ist die französische Wirklichkeit für morgen.

(Aus dem Französischen übersetzt von Leo Stahl)

Walter Benjamins Schriften

Der Verlag Suhrkamp hat die gesammelten Schriften Walter Benjamins in einer zweibändigen Ausgabe von 1200 Seiten Umfang herausgegeben. Die Veranstalter dieser Ausgabe sind Th. W. Adorno und Gretel Adorno unter Mitwirkung von Friedrich Podszus. Th. W. Adorno schrieb eine Einleitung. Eine biographische Notiz und ein Quellennachweis der Arbeiten beschließen die Ausgabe.

Das Lebenswerk Benjamins, das hier vorgestellt wird, umfaßt nur Prosa. Man weiß wohl von einer Folge von Sonetten, die Benjamin für seinen Freund C. F. Heinle und dessen Freundin Rika Seligsohn schrieb, aber von ihnen scheint nichts erhalten zu sein, denn es erscheint keine Probe davon. Die Prosaarbeit Benjamins umfaßt alle Formen des Essays, von der wissenschaftlich fundierten Abhandlung bis zur aphoristischen Notiz. In seiner ausgezeichneten Einleitung, die ebenso tiefdringend wie in ihren Definitionen präzise und schön ist, meint Adorno, der Begriff des Lebenswerks sei für die Arbeit Benjamins unangemessen, da ein solches Werk ein „bruchlos vollbrachtes Leben erheischt“. Aber wo gibt es in den letzten hundert Jahren im Dichterisch-Denkerischen ein solches bruchlos vollbrachtes Leben? Schöpfen diese Leben nicht alle, vielleicht außer bei dem einen Stefan George, gerade aus ihrer Zerbrochenheit? Und ist George nicht um dieser seiner Ganzheit willen versunken und unerreichbar geworden? Mir scheint der Begriff des Lebenswerkes für Benjamin durchaus angemessen, denn dieses Werk wird nicht von außen her, von irgendwelchen thematischen Anreizen her, bestimmt, sondern von innen, von einigen durchgehenden Grundkonzeptionen, die immer wieder durch das thematische Gefüge hindurch zutage treten. Daran ändert auch der in vielem fragmentarische Charakter dieser Arbeiten nichts. Benjamin war kein Systematiker. Er war ein Entdecker, und deshalb war er gezwungen, induktiv vorzugehen, sich an die Dinge heran und in sie hinein zu tasten. Wenn Adorno sehr schön formuliert: „Was Benjamin schrieb und sagte, klang, als käme es aus dem Geheimnis“, so wundert man sich nur über diesen Konjunktiv, denn es kam aus dem Geheimnis. Bei Benjamin war es so, daß sein an hegelscher und marxistischer Dialektik geschulter Verstand das Geheimnis nicht aus-, sondern in sich einschloß. Es war ein Geheimnis nicht außerhalb des Bewußtseins, es war eines aus erhöhtem Bewußtsein. Hier zeigt sich der Abstand Benjamins von der gesamten neueren Philosophie, außer Hegel, für den Grenze zugleich Überschreitung der Grenze bedeutet.

Wir sagten schon, daß Benjamins philosophische Methode induktiv ist. Er füllt die Peripherie mit Zentrum, unablässig, in jedem Satz, und das gibt dem, was er schreibt, jenen Geheimnischarakter hinter aller definitiven Helligkeit des Vordergrundes. Es sei an dieser Stelle gleich gesagt, daß sich das Dichterische im Wesen Benjamins nicht verleugnen läßt. Seine Ergriffenheiten treten durch das denkerische Gefüge auf eine bewegende Weise zutage. Nur ist er einer jener Dichter, denen eine gleich starke natürliche Gabe des

Denkens zuteil geworden ist und die nun ihr Leben lang damit zu tun haben, diese beiden Kräfte einigermaßen zu einem Einklang zu bringen. Benjamin ist ein dichterischer Denker, das heißt: das Gedankliche gelangt bei ihm zu einem größeren Gewichte als die Findung einer dichterischen Form. Er dichtet denkend. Darum ist in jedem seiner Essays das Dichterische anwesend, ob er über die gußeisernen Säulen der Bahnhöfe des neunzehnten Jahrhunderts schreibt oder über Baudelaires Verhältnis zur Prostitution. Es ist kein Zweifel, daß Walter Benjamin zu den schwierigen Autoren unserer Zeit gehört, sagen wir ruhig: zu den schwierigsten, wie etwa Rudolf Kassner oder Theodor W. Adorno, sein Herausgeber, der nicht ohne Grund sein Freund und einer seiner tiefsten Versther ist. Diese Schwierigkeit im schriftstellerischen Stile Benjamins rührt daher, daß er das Geheimnis nicht logisch auflösen kann, ja es auch gar nicht auflösen will, sondern es in seinen Texten als wesenhafte Grundierung stehen läßt. Dies macht die Eigenart seines Werks aus und gibt ihm doch den einmaligen und unverwechselbaren Charakter des *Lebenswerks*. Es gibt ihm auch eine weit über den einzelnen gedanklichen Fund hinausreichende Gültigkeit und Modernität. Die Realität ist ihm ein Geschwister des Gedankens. „Eine Zelle angeschauter Wirklichkeit wiegt ihm den Rest der gesamten Welt auf“, sagt Adorno. Auch das besagt nichts anderes als ein im Grunde dichterisches Vorgehen. Sein Gedanke klingt der Dichtung zu. Daß die vollendete Schönheit der sprachlichen Übung dies an unzähligen Stellen bestätigt, wird einen nicht überraschen.

Das Geheimnis liegt für Benjamin nicht im Ich oder vielleicht besser gesagt: weniger im Ich als in der Welt, und seine Lebensaufgabe ist „die Dechiffrierung der Welt bei unbekanntem Code“ (Adorno). Hierbei muß allerdings festgestellt werden, daß ihn an der Welt nur das vom Geiste Vorgeformte bewegt, alles in einem weitesten Sinne Kulturelle, jedoch nicht die Natur selbst mit allen ihren ursprünglichen Schichten des Daseins. Der tragische Akzent der geschichtlichen Unumkehrbarkeit ist für ihn die Voraussetzung seines Interesses. Nicht das Bleibende und Unbewegliche vermag ihn zu fesseln. Sein Blick heftet sich auf den Gang und den Zwang geschichtlicher Notwendigkeit. „Einbahnstraße“ heißt eines seiner Bücher, und damit ist ein Kennwort für seinen Weltblick gegeben. Dieser Weltblick ist von einer tiefen Trauer. Adorno nennt ihn sogar „saturnisch“. Aber das ist vielleicht um einen Schatten zu dunkel. So bleiern, finster und tödlich ist dieser Blick nicht, denn es blüht aus ihm noch eine Fülle des Lebens, wenn auch nur eines der Vergangenheit und der Erinnerung, worüber später noch einiges zu sagen sein wird. Wichtig ist allerdings, daß auch die Dialektik seiner späteren materialistischen Phase diese Trauer nicht zu überwinden und in eine Zukunftshoffnung zu verwandeln vermag. Seine Dialektik ist keine des Fortgangs, des Weiterschreitens, des vielbenannten marxistischen Fortschritts. Auch seine Dialektik kann das Künstlerische in ihm nicht verleugnen. Sie gerinnt ihm immer wieder zu Bildern. Bilder, Gegenstände, Realitäten sind es, die seine Dialektik in Gang bringen, aber deren Ablauf auch wieder zu diesen Bildern zurückführen. Kann man sagen, „daß er die Idee des Fortschritts überflügelt hat?“ Hat er nicht vielmehr den Fortschritt, die Idee des Fortschritts, ganz zur Seite geschoben und ausgeschaltet, weil sie bei ihm keinen lebendigen Kontakt findet und deshalb als bewegende Kraft

nicht in Frage kommt? Wohl gibt es für ihn ein Geschehen, und wir sahen schon, daß für ihn das Geschehen viel wichtiger ist als das Sein, ja daß ihn überhaupt nur das geschichtliche Geschehen bewegt. Es ist aber bei Benjamin niemals ein Geschehen in einer bestimmten Richtung, ein Geschehen auf ein Ziel. Ihn fesselt an diesem Geschehen nur, was es an kristallinen Formen, an historischer Figur ansetzt, und diese Figur, wie etwa das Interieur und Exterieur des 19. Jahrhunderts, überfällt ihn mit der ganzen Zaubergewalt seiner Ausdruckskraft, und nun beginnt er das Phänomen zu deuten, dichterisch, denkerisch, dialektisch. Dabei schafft er etwas, was es vor ihm noch niemals gab: eine marxistische Physiognomik, eine marxistische Gestaltdeutung.

Dieses Formgewordene, Kristallinische, das er in den Ausdrucksformen der Kultur findet, findet er nicht in sich, im Menschen selbst. Der Mensch ist kein Seiendes. Er ist nur ein Ort des Geschehens. Es ist begreiflich, daß dies für ihn einen Abgrund der Trauer bedeutet: selbst nicht zu sein, sondern zu geschehen. Aus dieser Quelle stammt seine „Denaturierung des Daseins“. Er muß die Naturdinge, die ihm nicht zu begegnen scheinen, ersetzen durch die Kulturdinge, und dazu dienen ihm die Kulturdinge der bürgerlichen Welt seiner Jugend. Er liebt sie mit der einzigen Liebe seines Lebens, aus der sein ganzes Werk wächst und aus der es alles das gewinnt, was an ihm blühend und ergreifend ist. Aber gleichzeitig versucht er diese bürgerliche Welt des 19. Jahrhunderts vor sich selbst in ihrer Gültigkeit aufzuheben und analytisch zu vernichten. So sind bei ihm Glück und Unglück untrennbar aneinander gebunden. Er ist ein Mensch, der aus dem Gegensatz lebt und an dem Gegensatz stirbt. Seine Philosophie ist eine Dialektik der Ausweglosigkeit. Darum gibt es in seinen Arbeiten keine thematische Entwicklung, und daher rührt seine Affinität zum Essay und zum Aphorismus. Man darf nicht suchen, was bei Benjamins Philosophie herauskommt. Wie andere große Denker seiner Art, Pascal, Lessing und Kierkegaard, hat er kein Resultat. Er verließ seine bürgerliche Klasse, ohne den Anschluß an eine andere zu finden. Auch da blieb er stationär und ohne Ausweg. Er war ein theoretischer Marxist ohne Klassenzugehörigkeit und daher ohne Utopie und ohne Hoffnung. Dem nichtrealisierten Fortschritt entspricht bei ihm eine Neigung zur Regression in die Welt des 19. Jahrhunderts, die sich an allen Enden seines Werks durchsetzt und ihren dichterischsten Ausdruck gefunden hat in seinem Buche „Berliner Kindheit um Neunzehnhundert“, wohl dem Schönsten und Traumvollsten, was bisher über das 19. Jahrhundert geschrieben worden ist. Er entdeckt die Aura dieses Jahrhunderts, die nichts anderes ist als die Aura seiner eigenen Jugend. Und wie sollte sie ihn nicht sein Leben lang verzaubern? Das anscheinend Geheimnislose des 19. Jahrhunderts wird ihm, bis in die Winzigkeiten des Alltags hinein, zum tiefsten Geheimnis seiner Existenz. Wenn Marx einmal von den „theologischen Mucken der Ware“ spricht und somit das Oberste und das Unterste in eine unmittelbare Beziehung setzt, so tut Benjamin in seinem Erlebnis des 19. Jahrhunderts dasselbe. Die Aura seiner bürgerlichen Jugendwelt verwandelt sich ihm in die Aura des tiefsten Weltgeheimnisses.

Damals hatte der Marxismus noch den Charakter der Utopie. Seine späteren Realisationsversuche im 20. Jahrhundert haben ihm die utopischen Züge aus-

getrieben. Heute ist er eine schwer ringende, nie an die Vollendung kommende Wirtschaftsform wie die anderen Wirtschaftsformen auch. Der Kapitalismus ist schon viel länger der Kritik ausgesetzt, weil er schon viel länger Realität geworden ist. Benjamin nennt ihn eine Phantasmagorie und will damit das Scheinhafte seiner Prachtfassade bezeichnen, wie es sich in den gußeisernen Säulen der damaligen Weltausstellungshallen mit einem so leeren und kalten Pomp darstellt. Gerade die Analyse dieser gußeisernen Säulen zeigt, was Benjamin will und schafft: eine marxistische Physiognomik, eine mikrologische Deutung der Wirklichkeit. Benjamin ist kein strenger dialektischer Materialist, kein militanter Marxist. Ihm fehlt der Explosivstoff der kommunistischen Utopie. Seine Art ist vielmehr die stille, wenn auch noch so scharfsinnige Betrachtung und Deutung vergangener Dinge und Erinnerungsbilder, auf Grund eines umfassenden Wissens kulturgeschichtlicher, literarischer und soziologischer Art. Ihm gelingt eine früher noch nie gelungene Versenkung in die Interieurs des 19. Jahrhunderts, bis zu einer „Philosophie des Mobiliars“ bei Edgar Allan Poe und seinen Detektivgeschichten. Den unaufhörlichen Regress in seine Jugendwelt und die damit verbundenen Ergießungen des Gefühls sucht er zu parieren und vor sich selbst zu rechtfertigen durch die dialektisch-materialistische Theoretisierung. Es hat etwas Rührendes an sich, wenn er in seinen glanzvollen Aufzeichnungen über „Paris, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“ schreibt von der „Phantasmagorie der Kulturgeschichte, in der die Bourgeoisie ihr falsches Bewußtsein auskostet.“ War er sich dessen nie bewußt, wie sehr er es selbst tat und es auf Grund seines Herkommens, seiner Erziehung und seiner Art tun mußte? Theoretisch wäre er gewiß geneigt gewesen, die kapitalistische Phantasmagorie durch die kommunistische Utopie zu ersetzen, aber er hatte nicht den nihilistischen, die Vergangenheit negierenden Glauben an die Zukunft. Er hatte nicht die Kraft zur Zerstörung der Geschichte, sondern er lebt in der steten Regression auf die Vergangenheit, jenes unselig-selige 19. Jahrhundert, das er kennt und bis in alle Abgründe zergliedern kann, weil es seine Jugendwelt ist. Die echte marxistische Utopie dagegen ist nihilistisch, da sie alle Vergangenheit durchstreicht und annulliert. Die Milliarden Jahre der Weltgeschichte *vor* Marx und Engels sind nur Vorbereitung. Die „Natur“ dieser Weltalter zählt überhaupt nicht, und ihre Geschichte ist das Verdammenswerte schlechthin. In der mißglückten Flucht nach vorn, aus dem saturnischen Blick in eine nur unpräzise Utopie der Zukunft, ist auch etwas von einem transformierten Messianismus, nur mit der Einschränkung, daß sein Messias, Marx, schon da war, aber die Realisation seiner Lehre noch fehlt.

Der marxistische Fortschritt scheint wohl eine Annäherung an ein Ziel, an ein Zentrum zu meinen. Die Wirklichkeit aber gestattet allem, auch dem Marxismus, nur eine Verschiebung auf der Peripherie. Die Entfernung vom Zentrum bleibt immer dieselbe. Die Geschichte gibt keine Lösungen, sondern nur einen Wechsel der Spannungen. Alles bleibt eine Traum-Approximation, auch wenn die Träume rau und grausam werden wie in der Diktatur des Proletariats. Das Proletariat kann sein Traumbild nur durch Diktatur in der Schwebe halten, aber es durchrealisieren kann es auch nicht. Das ist die schwerwiegendste politisch-ökonomische Erfahrung des 20. Jahrhunderts. Sobald die Diktatur aufhört, zerfällt das marxistische Traumbild. Es ist nicht

weniger Traum als alle Träume. Durch die politischen Ereignisse unserer Zeit ist die Welt um eine ihrer gewaltigsten Utopien ärmer geworden. Der Marxist glaubt, er allein habe im dialektischen Materialismus den Schlüssel zur Realisation. Daher verletzt der Marxist ewig die Geschichte und tut ihr Unrecht, wie es auch Benjamin tut, der dann als Dichter unter diesem seinem Unrecht leidet. Der dialektische Materialist ist weiser als die Geschichte selbst, und er ist der allein aus dem Geschichtsraum Aufwachende, der die Wahrheit kennt. Man erschrickt, wenn man bei Benjamin liest: „Das dialektische Denken ist das Organ des geschichtlichen Aufwachens“. Nach dem entsetzlichen „Deutschland, erwache!“ hören wir nun mit Bestürzung den Ruf: „Proletarier, erwache!“ Benjamins poetischer Regress, seine Erinnerung, ist unwillkürlich und verläuft unterhalb des theoretischen Geistes, also auch unterhalb seines dialektischen Materialismus. Der dialektische Materialismus bei Benjamin ist ein Symptom, der Versuch des Fertigwerdens mit einem bedrängenden Komplex. Nach Freud ist der Geist ein Reizschutz. Benjamin bedurfte eines solchen Reizschutzes gegen das subspiritueller verzehrende Heimweh der Erinnerung.

Es ist gar nicht leicht, den marxistischen Komplex aus Benjamins Schriften abzuleiten, weil er ihn nur nach einzelnen Seiten und Ausschnitten einsetzt, dort, wo er ihm zu einer erhellenden Einsicht zu taugen scheint. Benjamin ist gegen den Historismus des 19. Jahrhunderts, der sich in die jeweilige gesellschaftliche Ordnung einfühlte bis zu der herrschenden Klasse hinauf. Benjamin arbeitet aber auch nicht ausdrücklich mit jener Tradition der Unterdrückten, welche den Marxismus geschichtlich interessiert, und noch weniger kennt er jene marxistische Romantik, die sich in dem Miserabilismus des Arbeiters versteckt und aus der die erstaunliche Schlagkraft der dichterischen Texte Bert Brechts zu einem beträchtlichen Teile hervorgeht. Die europäische Kultur- und Geistesgeschichte schaltet Brecht einfach aus. Sie ist noch weniger als ein verfliegendes Gewölke über der ewigen Masse menschlichen Proletariats aller Rassen und Zeiten. Wenn bei Walter Benjamin die Tradition der Unterdrückten nicht theoretisch wirksam wird, so geschieht es noch weniger mit der anderen geschichtlichen Erscheinung, daß diese Unterdrückten zu Herrschern werden. Ändert sich dann die Welt oder wird der alte politische Modus fortgesetzt? Die Welt ändert sich nicht. Der Unterdrückten sind es jetzt noch mehr als vorher, und die Methode der Unterdrückung ist von einer Perfektion, gegen welche die früherer kapitalistischer Zeitalter stümperhaft war. Wenn wir staunen über die Dinge, die im kapitalistischen 20. Jahrhundert noch möglich sind, so staunen wir nicht minder über die Dinge, die im kommunistischen 20. Jahrhundert noch möglich sind. Das historische Fazit ist: immer scheint alles möglich zu sein. Walter Benjamin rührt diese Dinge immerhin an, kurz und aphoristisch. Es wird aber nicht ganz deutlich, ob seine Kritik auch den inneren Widersprüchen der kommunistischen Theorie und Wirklichkeit gilt. Er erklärt: Das Staunen darüber, daß die Dinge, die wir erleben, im 20. Jahrhundert noch möglich seien, führe zu der Erkenntnis, daß die Geschichtsvorstellung, aus der dieses Staunen stamme, nicht zu halten sei. Er sagt aber nicht, ob er damit neben Vorgängen im kapitalistischen Lager auch nicht weniger eklatante im kommunistischen Lager meint.

In seinen „Geschichtsphilosophischen Thesen“ ist auch für ihn das Subjekt

historischer Erkenntnis die kämpfende, unterdrückte Klasse selbst, die bei Marx als die rächende Klasse auftritt, die das Werk der Befreiung im Namen von Generationen Geschlagener zu Ende führt. Was geschieht aber mit diesem Subjekt historischer Erkenntnis, wenn der Kampf aufhört? Wer erkennt dann, und was wird dann erkannt? Immer noch dasselbe wie vorher: Klassenkampf und dialektischer Materialismus? Liegt nicht ein Widerspruch darin, ein erreichtes Ziel immer noch utopisch voranzustellen? Der Marxismus will Geschichte nicht als Kontinuum, sondern als Aufsprengung des Kontinuums, als Neuanfang. Aber dieser Neuanfang braucht ja dann, wenn er begonnen hat, auch sein Kontinuum und seine Endsicht. Denn jede Sprengung ist nur ein Moment, so wie auch der Jüngste Tag eine Sprengung und ein Moment ist. Was aber folgt dann? Geschichte oder Ewigkeit? Die kommunistische Theorie will, nach dem Siege des Proletariats, eine Gegenwart, die nicht Übergang ist, sondern zum Still- und Estand kommt. Sie soll ganz in sich da sein, vollkommen und unveränderlich. Das ist ein religiöser Begriff, der aus dem der Ewigkeit abgeleitet ist und in dem die Geschichte ihr Ende findet. Eine solche These scheint theoretisch und praktisch inakzeptabel zu sein, und dennoch belehrt uns Walter Benjamin darüber folgendermaßen: „Auf den Begriff einer Gegenwart, die nicht Übergang ist, sondern in der Zeit entsteht und zum Stillstand gekommen ist, kann der historische Materialist nicht verzichten.“ Und um diese Gedankenfolge zu krönen, formuliert er kurz darauf den erstaunlichen Satz: „Zum Denken gehört nicht nur die Bewegung der Gedanken, sondern ebenso ihre Stillstellung.“ In der Juli-Revolution schoß man in Paris auf die Turmuhren, auf die alte, normale Zeit, denn jetzt war ja eine ganz andere Zeit gekommen. Aber keine Revolution kommt auf die Dauer ohne Uhren aus. Die Uhren haben immer wieder über die Revolutionen gesiegt.

Die Arbeiten Benjamins, die in diesen beiden Bänden vereinigt sind: Goethes Wahlverwandtschaften, Ursprung des deutschen Trauerspiels, Die Aufgabe des Übersetzers, Paris, Baudelaire, Zentralpark, Geschichtsphilosophische Thesen, Einbahnstraße, Berliner Kindheit um Neunzehnhundert, dann die Reihe literarischer Essays und Rezensionen von Wieland bis Kafka, sie alle weisen drei Elemente auf, aus denen sie in unterschiedlichem Maße geformt sind: das Ästhetische, das Biographische und das Politische. Dabei tritt das Politische nicht als starker, eigenwüchsiger Komplex hervor, sondern es erscheint als ein Lebensvorgang zweiter Stufe, der einen erster Stufe immer voraussetzt, an den er sich anschließen und an dem er sich entwickeln kann. Nach außen hin beherrscht das Ästhetisch-Literarische das Feld. Am bescheidensten von allen drei Elementen erscheint das Persönlich-Biographische. Eine sozusagen neutrale Form findet es in manchen Erinnerungen und Reiseschilderungen. Am kostbarsten aber ist es für uns, wo es den Charakter des Bekenntnisses annimmt und uns fühlen läßt, aus welchen geheimsten Antrieben das ganze Leben Benjamins seine Kraft nimmt. Wir wiesen schon darauf hin, daß es seine Kindheit ist, aus der ihm die stärksten schöpferischen Impulse zuteil werden. Dort, jenseits aller Realität, wie sie sich inzwischen herausgebildet hat, leuchtet ihm die Aura eines Zaubers, der sich in seinem späteren Leben nicht wiederfinden ließ. So blieb die Erinnerung das Reich eines völlig unwahrscheinlichen Glücks. Da gibt es jene wunderbaren Kinderdarstellungen

in der „Einbahnstraße“, die ihresgleichen nur in den Kindergeschichten von Valéry Larbaud haben: das lesende Kind, das naschende Kind, das karussell-fahrende Kind, das unordentliche Kind und das versteckte Kind. Man wird seinen Aufsatz über Kinderbücher lesen, den schönsten, den es über dieses wunderbare Thema gibt. Dazu nehme man auch noch die Ausführungen über das Lesebuch in dem Aufsatz über Karl Kraus. Wer hätte darum auch eine Deutung Marcel Prousts liefern können wie er? Benjamin kennt wie Proust „die unheilbare Unvollkommenheit im Wesen des Gegenwärtigen.“ Darum erfindet er eine Philosophie der Erinnerungen und eine Dialektik des Glücks. Es fällt das Wort „Heimweh“, das längst erwartete (im Aufsatz „Zum Bilde Prousts“). „Proust ruft die Zauberstunde der Kindheit herauf“, heißt es dort. Und in dem Aufsatz über Dostojewskis „Idioten“, den er ganz aus der Kindheit heraus deutet, steht der Satz: „Das reine Wort für das Leben in seiner Unsterblichkeit ist aber: Jugend.“ Und er gibt auch gleich eine Erklärung dieses Begriffs der Unsterblichkeit: „Das unsterbliche Leben ist unvergeßlich, das ist das Zeichen, an dem wir es erkennen. Es ist das Leben, das ohne Denkmal und ohne Andenken, ja vielleicht ohne Zeugnis unvergessen sein müßte. Es kann nicht vergessen werden.“ Der Unvergeßlichkeit seiner eigenen Jugend hat er in seinem kleinen Buche „Berliner Kindheit um Neunzehnhundert“ ein Denkmal gesetzt.

Zusammen mit dieser seiner Jugend schildert er das bürgerliche Pandämonium dieses 19. Jahrhunderts bis in die entlegensten Winkel, die Schießbude, das mechanische Kabinett, das Kaiserpanorama. Und wenn er in seinen ökonomischen Ideen von einem „wolkenlosen Reich der vollkommenen Güter“ träumt, „auf die kein Geld fällt“, so ist man versucht, zu sagen: das abgelegene, vertrackte und zaubervolle Reich dieser Jugenderinnerungen ist das eigentliche Land jener Vollkommenheit, das er sonst nirgends mehr zu finden vermochte.

Er war ein großartiger Schilderer von Menschen des Übergangs wie Baudelaire, Karl Kraus und Franz Kafka, weil er selbst ein solcher Mensch des Übergangs war. Aber symptomatisch, in einem tiefen Sinne, erscheint es, daß er daneben der wunderbarste Versteher der bürgerlichen Dichter wie Hebel, Stifter, Hauff und Keller ist. Es gibt ein tiefsinniges Wort von André Gide, in dem die Lösung beschlossen liegt und das Benjamin selbst zitiert: „Erst wenn wir uns von einer Sache trennen, können wir sie benennen.“ Die beiden Bände dieses Lebenswerks verdienen die Liebe des Lesers, weil ein wunderbarer und leidender Mensch sich in ihm aussagt und aussingt, ja, aussingt, durch ein strenges Gefüge theoretischer Prosa hindurch, das die reine Elegie dieser Stimme nicht zu dämpfen vermag.

Der Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte

Das Nachfolgende ist Vorabdruck eines Beitrages zu dem Sammelwerk, das unter dem Titel „Judentum. Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Prof. Dr. Franz Böhm, Walter Dirks und Dr. Rudolf Heilbrunn“ im Erscheinen begriffen ist. Es erscheint in diesem und dem nächsten Heft der Deutschen Rundschau vorweg, weil die augenblickliche Zeit einer relativen politischen Ruhelage in der schwierigen geschichtlichen Gesamtsituation der Israeli ausgenutzt werden muß.

Vorbemerkung

Der geschichtliche Beitrag der Israeliten bezieht sich auf das Abendland und reicht nur, insoweit er für den Mohammedanismus Bedeutung hat, darüber hinaus.

Aber, ist es für das Abendland möglich, nur von einem „Beitrag“ der Juden zu seiner geistigen Geschichte zu sprechen? — Die Ausstrahlungen Israels in die abendländische Geschichte sind zum Teil durchaus *grundlegender* Art. Sie beginnen äußerlich bei der Wocheneinteilung, denn aus dem jüdischen Sabbath wuchs unser Sonntag und seine Wochentage. Seine Ausstrahlungen umfaßten im Christentum die religiöse Grundformung. Sie lieferten durch das Alte und das Neue Testament jedem Gottesdienst sein Thema. Und sie haben mit den beiden heiligen Schriften und deren unerschöpflichem Inhalt durch die Jahrhunderte dem abendländischen Frommen Stoff zu seiner Vertiefung und Erbauung geliefert und der Kunst einen gewaltigen Teil, nämlich den religiösen ihrer Symbolwelt.

Man wagt neben diesem hier Angedeuteten, religiös grundlegend Gewordenen ohne Abstand gar nicht das auf dem weltlichen Wege Bedeutsame zu nennen, das das israelitische Volk in die abendländische Menschheitsgeschichte eingestrahlt hat, so tiefgreifend wesentlich es zum guten Teil ist. — Und man muß sich zuerst deutlich machen: für den im streng dogmatischen Sinne Offenbarungsgläubigen stammt das gesamte Religiöse außerdem ja nur im äußerlichen Sinne vom Judentum. Es stammt vielmehr als geoffenbart direkt von Gott. Es stellt den einmaligen Einbruch Gottes in die Geschichte dar, für welchen das Judentum nur das Mittel war, um einmal in der Geschichte sich in dieser Weise zu den Menschen auszusprechen. Und wie gleichgültig Israel und das Judentum dabei für den Gläubigen dieser Gottesoffenbarung werden können, ersieht man daraus, daß religiöse Erhebungen in diesem Glauben sich mit Judenverfolgungen oft gekoppelt haben.

Ich gehöre, soweit ich erkennen darf und Soziologe bin, nicht zu denen, die glauben, auch die einmaligen Phänomene der Geschichte in den Kleinkram positivistischer Kausalität auflösen zu können. Ich lasse jedem Offenbarungsgläubigen das Recht zu seiner Sicht; ist doch der Gegenstand wunderbar genug. Woher immer der eigentliche Glaube stammen mag; er besteht stets zu eigenem Recht. —

Nur Dogmengebundenheit dürfte unter freien Menschen, so scheint mir, keinen Platz haben. Und so ist derjenige, der über den Beitrag des Juden-

tums zur Menschheitsgeschichte etwas sagen soll, doch wohl verpflichtet, und auch berechtigt zu fragen, wie er dem gesamtjüdischen und gesamtisraelitischen Phänomen in seinen Verumstandungen, also von der Seite seiner Bedingungen, anders ausgedrückt: seiner soziologisch geschichtlichen Konstellation nachdeutend etwas nahekommen kann. Wobei religiöse und weltliche Bedeutung dann möglichst in ihren Verbindungen, möglichst zusammen zu sehen sind.

Es handelt sich zunächst darum, das Phänomen des geschichtlichen Rahmens, in dem sich der Beitrag der Juden vollziehen konnte und vollzogen hat, möglichst klar zu erkennen.

Kein Volk, kein organisierter Stammesverband der westlichen Welt hat es fertig gebracht, als solcher wie die Juden seit der Antike fortzubestehen. Unzerstört und scheinbar unzerstörbar, obgleich ihm der geographische Ort seiner Entstehung und seines möglichen Ersteinflusses in die übrige Welt genommen worden ist. Keines hat in so eigentümlicher Weise weit mehr als ein Jahrtausend durch die sich ringsum wandelnde westliche Welt, allerdings von einem Schwerpunkt zum anderen hin und her getrieben, beinahe unverändert fortbestanden, um am Ende aus seiner Absperrung befreit eine explosionsartige Produktivität zu entwickeln und bei einsetzender Reaktion und erneuter, vor allem von Deutschland verschuldeter schwerster Verfolgung sich seinen geographischen Ursprungsort wieder zu erobern, und an dieser Stelle erneut für sich eine politisch selbständige geographische Heimat zu gründen; während es sich sein Eigenbewußtsein auch bei äußerlich gleichberechtigter Einfügung in seiner zahlenmäßig auch heute noch weit überwiegenden Diaspora durch mannigfache Abstufungen hindurch bis zu bewußter assimilierender Eingliederung hin bewahrt hat.

Sehen wir von der geistig gar nicht einfachen Lage, die die heutige Doppelexistenz des Judentums in Abgliederung auf der einen und Eingliederung auf der anderen Seite darstellt als einem komplizierten Gegenwartsproblem ab, da wir es ja mit dem geschichtlichen Beitrag der Juden zu tun haben, so ergeben sich als Rahmen dieses Beitrags folgende große Epochen für die Koexistenz von Judentum und der übrigen Welt, die zunächst unter dem Gesichtspunkt zu benennen sind, den sie für die Möglichkeit und die Art eines Beitrags der Juden zur geschichtlichen Welt in ihrer jeweiligen Besonderheit (äußerlich und ganz allgemein gesehen) hatten.

1) Die Zeit der Konstituierung des Judentums bis Esra und Nehemia, also 445 / 440 v. Chr.

2) Die Zeit seines Eingestelltseins in die Spätantike mit der Möglichkeit tiefgreifender Ein- und Ausstrahlung (Zeit der Entstehung und Ausbreitung des Christentums).

3) Die lange Zeit der dann folgenden Selbst-Abkapselung zu gesonderter Existenz bis hin zum Gegenschlag der Einsperrung ins Ghetto.

4) Die stufenweise Emanzipation und der explosive geistige Aufbruch.

Die Zeit der Konstituierung des Judentums

Die Zeit der Konstituierung des Judentums ist historisch-soziologisch weit- aus am besten dargestellt in der Schrift von Max Weber „Über das antike Judentum“. Dieser sucht sorgfältig herauszuarbeiten, wie es zu dem gekommen ist, was er die Selbstkonstituierung als Paria- oder Gastvolk nennt; und er

gibt eine äußerst eindrucksvolle Umreißung und Deutung der Faktoren, die zu dieser Konstituierung und ihrer spezifischen Art hingeführt haben. So richtig dabei die soziologische Charakteristik der Selbstkonstituierung als Gast- oder Pariavolk ist, so muß inhaltlich wohl hinzugefügt werden: es vollzog sich zugleich die Aufhäufung eines geistigen Explosivstoffs. Und diesen werden wir vor allen Dingen herauszuarbeiten haben, wenn wir uns die geschichtlich so unerhört bedeutsam gewordene Rolle des Judentums in der zweiten Epoche, der der Spätantike, mit ihren Ein- und Ausstrahlungen verdeutlichen wollen. Es ist klar, es handelt sich dabei vor allem um die Erscheinung Jesu und das paulinische Christentum, und den Versuch, herauszuschälen, was an beiden weltgeschichtlichen Erscheinungen wohl als das spezifisch Jüdische anzusprechen ist. Kurz und anders gesagt: welches ist der Charakter der Spätantike und wie die nur aus dem Charakter und der Struktur des Judentums zu verstehende Haltung und Leistung des Judentums in ihr?

Die Konstituierung selber. Für die Konstituierung des eigentlichen Judentums in seiner weltgeschichtlich zum mindesten formal dauernd bleibenden Form ist daran zu erinnern:

Sie ist vollzogen worden 445 / 440 v. Chr. in Verbindung mit der unter persischer Patronanz vor sich gehenden Wiedererrichtung des Tempels in Jerusalem nach dem Exil und der Aufrichtung einer priesterlichen Theokratie dortselbst. Sie ging vor sich in Verbindung mit einer schon damals wesentlichen Diaspora, die sich seit der ersten Zerstörung des Tempels nicht bloß in Babylon, sondern auch in Ägypten und bereits anderen Teilen der Antike angesiedelt hatte und hier zu gewissem Wohlstand und Einfluß gelangt war.

Sie war ein bewußter administrativer Akt, durch den unter Schutz der persischen Regierung ein in religiösen und damit zusammenhängenden anderen Lebensdingen ausgestattetes theokratisches Zentrum für das gesamte verstreute Judentum wieder geschaffen wurde. — Was in Jerusalem ins Leben trat, war ein sicherlich zunächst bevölkerungsmäßig und ebenso geographisch als kirchliche Stätte und Herrschaftsgebilde sehr begrenztes Zentrum, das allerdings alsbald zweifellos Juden aus der gesamten Diaspora an sich zog. Das Entscheidende aber war, es faßte durch eine Kultordnung und eine rituelle Lebensordnung nicht bloß das jerusalemitische, sondern das gesamte Judentum in einer höchst intensiven Art zusammen, die sich äußerlich in durch Sendboten (Apostel) von überall her eingeholten Spenden aussprach.

Es faßte sie zugleich innerlich, will sagen in der Glaubensqualität und Ausrichtung und rituell zu einem einzigartigen geschichtlich sonst nirgends anderswo in der Welt vorhandenen oder je entstandenen Gebilde zusammen.

Geht man, um das zu verstehen und kurz zu skizzieren, in der Charakterisierung zunächst vom *Rituellen* aus, so ist die von Max Weber gebrauchte Bezeichnung einer Selbstkonstituierung als Gast- oder Pariavolk dann zutreffend, wenn man darunter eine weitgehende rituell betonte Lebensabsonderung versteht, die eine das Dasein durchwirkende Koexistenz mit anderen Völkern unmöglich machte. Denn die Existenz, auf welche die Juden damals durch einen feierlichen Akt verpflichtet wurden, umschloß neben einer eigenen Festordnung nicht bloß das Gebot absoluter Ruhe an einem eigenen Wochentag — man durfte am Sabbath sich nicht einmal verteidigen im Krieg — nicht nur eine eigene Speiseordnung (Verbot des Schweinefleisches, Verbot des Blut-

genusses) — sondern vor allem das Verbot jeglicher Mischehen. Und alles das war außerdem noch mit einer Anzahl seitdem anwachsender weiterer rituell streng einzuhaltender Vorschriften umgeben.

Man mag sich vorstellen, daß die Verfasser dabei vor allem doch auch das Diaspora-Judentum im Auge hatten, und daß diese Ordnung für die Sicherung von dessen dauerndem Zusammenhalt dringlich war. Jedenfalls hatten sie mit ihrer kultisch rituellen Einkapselung das Judentum auf einen Weg gewiesen, oder auf einer Wegrichtung bestätigt, auf der es, solange es bei sich selbst blieb, in jeder seiner Erscheinungen organisatorisch und letztlich auch persönlich nur als ein Fremdkörper in jedem anderen Geschichtsbereich wirken konnte.

Dieser Fremdkörper war, das ist das Zweite, neben dem kultisch Rituellen Entscheidende, das Gehäuse der Zusammenballung einer ungeheuren *ethischen Leidenschaft*, die aus einer mit einem bestimmten Gottesglauben verbundenen Mission folgte. Welche Entwicklung dieser Gottesglaube und die mit ihm verbundene, ihn mit Leidenschaft vertretende Ethik auch durchgemacht hat, — es werden einige orientierende Worte darüber gleich zu verlieren sein — zur Zeit der Konstituierung des in sich abgeschlossenen eigentlichen Judentums 445/440 in Jerusalem war es schon ein Glaube an einen universellen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hatte, der aber doch mit den Juden in einem besonderen Verhältnis stand; jenem Judentum, das er zur Endzeit (dem Tag Jahwes) durch eine umwälzende befreiende Katastrophe in eine allgemeine diesseitige Erlösung und Friedensordnung führen werde, ein Geschehen, das immer als unmittelbar bevorstehend angesehen wurde.

In diesem kultisch und rituell abgesonderten jüdischen Gesamtkörper war eingeschlossen als ein zweites unaufhörlich erwartungsvoll vorwärts Treibendes, zugleich ganz Universelles, eine ganz allgemeine messianische Hoffnung.

Es ist zu bezweifeln, ob die persischen und sonstigen später das Judentum duldenden Herrschaften diese Botschaft, die sie den Schriften der Juden entnehmen konnten, und die dann in der nachfolgenden synkretistisch hellenistischen Periode alsbald ins Griechische übersetzt wurden (Septuaginta), allzu ernst nahmen. Geistig gesehen aber war diese Botschaft ein Explosivstoff, der in Verbindung mit der leidenschaftlichen Ethisierung, die sie nach dem geschichtlichen Wesen des Judentums in dieser oder jener Art in sich trug, lebensumwälzend werden konnte, ja mußte, wenn die geschichtlichen Umstände ihm in der entsprechenden Gestalt und Ergänzung die konstellativen Voraussetzungen für seine Allgemeinwirkung schufen. Von dieser Konstellation ist eben bei der zweiten Epoche zu sprechen.

Zunächst müssen wir zu verstehen suchen, wie es zu diesem einzigartigen historischen Phänomen der pariartigen Selbsteinkapselung bei gleichzeitiger Aufhäufung jenes ethischen und messianischen Explosivstoffes innerhalb der Abkapselung kam.

Das gesamte Judentum ist nur zu begreifen aus seiner soziologischen Anfangskonstellation und den diese fortbildenden und steigernden Existenzbedingungen seiner Geschichte. Wobei man freilich zu diesen gewissermaßen äußerlichen historisch soziologischen Verumstandungen als mindestens ebenso wichtig den in der Bedeutung gar nicht abzuschätzenden Gegenpol der Häu-

fung exceptioneller Begabungen innerhalb des Judentums hinzuzunehmen hat, auf welche die Verumstandungen wirkten.

Das tatsächlich einzigartige Phänomen, um das es sich handelt, war nur möglich, wenn und weil die geistig prägenden Ausgangssituationen und ihre Folgewirkungen auf eine in der Dichtigkeit wohl ebenfalls einzigartige Fülle der Begabungen ganz bestimmter später zu besprechender Art zum mindestens in den entscheidenden Stämmen stießen, die dann für Gesamtisrael formgebend wurden.

Man kann die israelitische Geschichte bis hin zur eben angedeuteten eigentlichen Konstituierung des Judentums, soweit sie aus den vorhandenen Quellen zu rekonstruieren ist, einteilen:

1) in eine vorgeschichtliche Zeit, die durch die Erzväterlegenden ausgefüllt ist, und an deren Ende das Ereignis am Sinai steht, das für gewisse entscheidend werdende Stämme das Vorspiel zu dem Einbruch in Kanaan vom Ostjordangebiet her wurde.

2) In eine Periode des geschichtlich leidlich und dann voll belegt werdenden Zusammenschlusses zum Königtum, der eine nur legendär beleuchtete Zeit lockerer Zusammenfassung in Palästina vorangeht, die in das vollentwickelte Königtum ausläuft.

3) In eine Periode des Bedrohtseins dieses Königtums seit dem 9. Jahrhundert, die mit der Unterwerfung zuerst des Nordreiches durch die Assyrer und dann nach längerem Hin und Her mit der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar endet.

4) Es folgt das Exil und dann zunächst Lockerung des Exils durch die Perser, schließlich jene Konstituierung, von der wir gesprochen haben, mit einem theokratischen Zentrum in Jerusalem für das gesamte Judentum einschließlich der inzwischen entstandenen breiten Diaspora.

Über den soziologischen Typus der Erzväter ist viel hin und hergestritten worden. Nach dem Charakter der ihr Bild vermittelnden Legende sind sie besitzende Viehzüchter, vor allem auch Kleinviehzüchter — nur bei dem Urahn Abraham hört man, daß er auch Kamele besaß — und zugleich Gelegenheitsbauern gewesen. Beide haben sich in dem damals noch nicht voll besiedelten Palästina, an dessen Bergen und Berghängen guter Weidegrund war, zwischen Mesopotamien und Ägypten mit Vieh- und Anbauwirtschaft hin und her bewegt. Palästina selbst, das seit den Hyksos und in der Ramessiden-Zeit auf Grund eines Vertrages mit den Hethitern unter einer lose ausgeübten ägyptischen Herrschaft stand, hat man sich dabei als ein Gebiet miteinander konkurrierender kleiner Stadtstaaten zu denken. Wobei die israelitischen Erzväter offenbar als Metöken, will sagen: Halbbürger, vertragliche Anlehnung an diese Stadtstaaten suchten, während den eigentlichen damaligen Gegner und Konkurrent offenbar die kamelbesitzenden, die großen Handelswege beherrschenden Beduinen darstellten. Die Erzväter selbst, die uns in der Legende immer individuell vorgeführt werden, sind sicherlich Sippen- oder Stammeshäupter gewesen. Sie tragen markante Züge, die in der Legende gar nicht verschönt sind.

Wieviel an all diesem legendenätiologischen oder symbolischen Ursprungs ist, ist gleichgültig. Es wird jedenfalls mit ganz persönlichen Zügen erzählt.

Das ist der noch in vollem historischem Nebel verbleibende Teil der Vorgeschichte. Gleichfalls im Nebel verbleibend, aber geschichtlich von ungeheurer Bedeutung geworden, ist das zweite Element der Vorgeschichte, der Sinai-Vorgang und die damit verbundene Gottesberith; oder der Bund mit Gott. Mögen nun mehr oder weniger Stämme sich dem offenbar wachsenden Druck des in Mißwirtschaft geratenden Ägypten durch Abwanderung entzogen haben, irgend etwas wie eine Flutkatastrophe am Roten Meer, die sie als Rettung empfanden, und vielleicht ein Vulkanausbruch am Sinai muß ihnen zugestoßen sein.

Denn es kann kein Zweifel sein, daß unter einem solchen abnormen psychologischen Eindruck ihr Führer Moses am Berge Sinai ihnen als Retter einen *fremden* Gott anbieten konnte samt einem im übrigen offenbar damals nicht drückenden „Gesetz“ und den zugehörigen Riten, einen Gott, der nach ihrer Meinung übrigens selber die Berith, den Bund, beschwor, und der bei der Entscheidung ihnen als Erfolg ihrer Abwanderung die Ansiedlung in Kanaan versprach. Es waren offenbar einfache Riten, die damals übernommen oder gefestigt wurden: die Beschneidung, die Befolgung des Losorakels und eine Brüderlichkeitsordnung. Aber der Gott, der sie mit dem Schwur unter dem Gesetz in seinen Schutz nahm, der Gott, mit dem die Berith abgeschlossen wurde, war als Kriegsgott ein gewaltiger, majestätischer Herrscher voll Furchtbarkeit und Gewalt, wenn auch mit eventueller Güte. Es war ein „Gott aus der Ferne“, der in Gluten und Naturkatastrophen erschien, ein „Verbandsgott“, auf Grund des Bundes, aber frei in seiner Entscheidung. Was er mit der Berith an Kultriten und Kulte verband, waren seine „Gebote“, die er als solche abändern konnte. — Er erhielt ursprünglich keine Opfer, sondern begnügte sich zunächst, entsprechend seiner Rezeption, mit der Befolgung der Riten und mit Gehorsam gegenüber seiner Offenbarung. Für die Einhaltung des durch den Bund Gebotenen galt Solidarhaft. Jede Verfehlung jedes Einzelnen war eine Schuld gegen das Volk und eventuell gegen Jahwe, die am Volk gestraft werden konnte und mußte. Er ward als Katastrophengott rezipiert, unbeweibt; und schon durch diesen doppelten Charakter verhinderte er die Entstehung einer um ihn gruppierten Mythologie, in welche überall andernorts die Götter eingestellt wurden.

Er war als Verbandsgott exklusiv, was nicht gehindert hat, daß man in der ersten unbefangenen Zeit Hausgötter in der Sippe und Familie neben ihm hatte. Aber wie Magie ihm fremd war, so auch Toten- und Ahnenkult; und kein Auferstehungsgedanke konnte sich in Zusammenhang mit ihm entwickeln.

Der Einbruch nach Kanaan vom Ostjordanland her gelang. Seitdem bestanden neben Jahwe auch Vegetations- und siderische Dienste, die von Babylon ausgestrahlt waren. Man ging damals nach der Eroberung fremder Städte oder der Gründung eigener Städte und Flecken in diese zum Markt, wofür der Sabbath diente. Offenbar ein Teil des vertraglichen Arrangements der Städte mit den bauerlichen, an sich unbezwungen bleibenden Elementen draußen. Die Stadtstaaten der Küste aber stellten dann vorerst die immer neu entstehende Dauergefahr für die eingedrungenen Kleinviehzüchter und Gelegenheitsbauern dar. Die Situation des Deborahlieds ist dafür ein Symptom.

Die Gesamtorganisation war offenbar nach der Eroberung eine lose in Stämmen und Sippen. Derart, daß ein besonders begabter Häuptling vor allem

durch Kriegstaten sich über sein Ursprungsgebiet prestigebildend ausdehnen und dabei „richterliche“ politische Autorität erwerben konnte. (In unserem Sinne sind die „Schofetim“ aber keine eigentlichen Richter, wie sie heute in der Bibel genannt sind.)

In dieser Zeit liegt der mit der großen tellurischen Völkerwanderung von vor 1200 zusammenhängende Einbruch der Philister von der See her, von denen der Name Palästina kommt, und die von den südlichen Seestädten aus große Teile Israels in Abhängigkeit brachten. Ihnen gegenüber trat dann eine konzentrierende Zusammenfassung Israels ein, unter Saul, David und Salomon, das Königtum Salomons, der in dem von David zur Hauptstadt gemachten Jerusalem (das nun das Zentrum eines schon ausgedehnteren Gebietes war) Jahwe den Tempel erbaute anstelle der Bundeslade, die vordem sein Symbol war. Dies Königtum hatte, nachdem es reorganisiert war, äußerlich in manchen Dingen ein „orientalisches“, auf unfreier Arbeit ruhendes Gepräge, das eines sogenannten Großkönigtums. Aber obgleich durch die Verstädterung, vor allem die Bedeutung Jerusalems, offenbar an Stelle des alten Gegensatzes zwischen den an den Berghängen arbeitenden Kleinviehzüchtern und den von der Küste her erobernden Elementen, der für die gesamte Antike typische Gegensatz zwischen den stadtsässigen Patriziern und den schuldversklavten Bauern trat (ohne daß übrigens die mehr vagierenden Kleinviehzüchter verschwanden), wäre es doch verkehrt, sich die entstandene israelitische Eidgenossenschaft auch während der Blüte des Königtums allzusehr nach dem Stil eines orientalischen Großkönigtums oder Stadtkönigtums vorzustellen. Sie blieb vielmehr ein Bund, für den weder die Heerbannpflicht aller Männer (beim Heiligen Krieg) noch die primitiv magistische Form der Kriegerekstase etwa für die Könige Saul oder David in Vergessenheit geriet. Dieser Bund entwickelte — das ist das Besondere — in Anlehnung an die Berith ein Priestertum in sich und als seine Unterstützung das mit Hilfe von Losorakeln arbeitende und für geistliche Entscheidungen wesentliche Levitentum. Der geliebteste König David war gleichzeitig Dichter und Sänger und erfuhr Tanz-Kriegerekstasen. Auf der anderen Seite ist es kein Zweifel, daß das Israelitentum es in Kanaan schon zur Zeit Salomons auch mit einem Intellektuellentum zu tun hatte, das hier in Israel noch die besondere Aufgabe sich stellte, der rituellen, kultischen und religiösen Weiterentwicklung des Bundes zu dienen.

Eine für uns wesentliche Periode tritt ein mit dem Prestigeverlust des Königtums, und mit der bald nach Salomons Tod einsetzenden Loslösung des galileischen Nordens, mit dem Bedrohtsein und Fall dieses Nordens, mit dem Bedrohtwerden auch des um Jerusalem gruppierten Südreiches. Sie endet bekanntlich schließlich in der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar und in der in verschiedenen Schüben vollzogenen Deportation der führenden stadtsässigen Patrizier und Beamtenfamilien, der geschulten Krieger und Königshandwerker, der Hierarchie und wohl auch eines gewissen Teils landsässiger Honoratioren durch Nebukadnezar nach Babylon, so daß im wesentlichen nur kleine Bauern im Lande zurückblieben.

Diese Zeit ist für uns durch zwei Dinge wichtig, welche die gesamte Konstituierung des Judentums unterbauen und ihr den geschichtlichen Inhalt geben.

Es entstanden damals konkurrierend und doch im Effekt zusammenarbeitend zwei Strömungen, für welche der Bund mit Jahwe und seinen Verpflichtungen und Aussichten der Hintergrund waren. Die eine ist die der Leviten und des Priestertums, die im Bunde mit den Intellektuellen das „Gesetz“, will sagen die nationale soziale und rituelle Ordnung und die Sammlung der schriftlich fixierten Lebensvorgänge, sich zu ihrer Aufgabe machten. —

Die zweite ist die der Propheten, die Unheil verkündeten, weil man den Bund mit Jahwe und das „Gesetz“ fortgesetzt beiseite-schiebe und übertrete. Erst im Exil verwandelte sich diese Unheils- in eine Heilsprophetie, die nicht mehr bloß von bevorstehender Vergeltung sprach, sondern von einer Endzeit, in der die Welt mit Juda in der Mitte ein Friedensreich werde.

Es ist hier unmöglich, ausführlicher von der Ethik und Sozialordnung zu sprechen, die vor allem gegen die Vermischung mit den Kanaanäern und gegen die in den Städten ansässigen orgiastischen Sexualkulte sich zu richten hatten. Sie blieb den Bauern und Viehzüchtern gegenüber durchaus sozial und ward ausdrücklich derart weiter entwickelt. Sie kannte sozialethisch im Interesse der Armen die Stillegung des Ackers in jedem siebenten Jahr, und den Nachlesevorbehalt, sowie die sogenannte „Armendecke“, Züge ausgesprochen caritativer Gemeinschaftsethik. Wobei wesentlich ist, daß trotz ihres ursprünglichen Eingeschränktheits auf das Losorakel die *Leviten* bei der Fortführung und Durchbildung all dieser Lehren, die in das religiöse Wissen eingliedert wurden, ihre vollgültige Rolle spielten. Wieviel von den Lehren in der Praxis voll angewendet wurde, ist eine andere Frage.

Entscheidend ist, daß im Zusammenhang mit dem offenbaren Eindringen des Baal und der siderischen Kulte in den früheren guten Zeiten, bei dem Bedenklicherwerden der außenpolitischen Situation als riesengroße Warner vor der Abweichung vom Bunde die *Propheten* entstanden. Neben dem Gottesberith, dem Bund mit Gott selbst, auf dem Israel ruhte, sind sie die weltgeschichtlich zweite große und einzigartige Erscheinung, die das antike Israel hervorgebracht hat.

Sie reichen als eigenartige Erscheinung bis Elia und Elisa zurück, also in das 9. Jahrhundert, während und nach der Abtrennung des Nordens, wo hinter dem noch gesegnet blühenden Land sich langsam die Assyrer erheben, dann aber noch für mehr als ein Jahrhundert von der Vernichtung Galiläas und Samarias durch Damaskus und Armenien abgelenkt werden. Nach dieser Zeit, der nämlich der ersten Schriftpropheten, Amos und Hosea, fällt das Nordreich und wird Samaria zerstört. Beide Propheten hatten das als Folge des verbreiteten Götzendienstes und des Bundesbruchs gegenüber Jahwe prophezeit. Sie sind dabei zugleich die ersten, die gegen die zentrale Bedeutung des Opfers auftreten. Sie lassen Jahwe sagen: „Liebe will ich, nicht Schlachten; Gotteserkenntnis und keinen Opferbrand“.

Damit sind wir in dem geistigen Raum, in dem auch die übrigen großen Propheten erwachsen, allen voran der gewaltige Jesaja. In den 150 Jahren zwischen dem Fall Samarias (721) und demjenigen des Südreichs mit Jerusalem warnten lauter bedeutende Propheten inmitten des offenbaren Bedrohtseins des kleinen jüdischen Staats zwischen den andauernd rivalisierenden Großen, die mit Unterbrechungen immer wieder bei ihren Beutezügen auf dem Sprunge

waren, den jerusalemischen Brocken zu schnappen. Sie wiesen unausgesetzt mit erhobener Stimme auf die Gefahr des völligen Zerstoßenwerdens Jerusalems hin. Sie haben rein politisch die möglichste Abstinenz von der Einmischung in die Machtstreitigkeiten und — wenn schon — im Ganzen nur die Anlehnung an das innerlich, verglichen mit dem Norden, fremdere, aber in seinen Methoden tolerante Ägypten empfohlen. Ihr großer Vertreter Jesaia hat einmal (701?) die Unnachgiebigkeit gegenüber den heranflutenden Assyriern und Standhaftigkeit gepredigt, und — Recht behalten (vielleicht durch einen bloßen historischen Zufall). — Im Ganzen aber bot sich ihnen, was sie um sich sahen dar, als der fortgesetzt wieder aufgenommene fröhliche Baalsdienst und seine Feste, so zugleich auch als die Hybris der „Großen“ gegenüber den Caritätsverpflichtungen, also als ein unaufhörlicher Bruch des Bundes mit Jahwe, für den sie die Sühne heraufkommen sahen in der visionär vorausgeschauten Zerstörung Jerusalems und des auf dem Bund mit Jahwe ruhenden Gemeinwesens.

Wie sie das in der allgemeinen Situation hinter dem äußeren Anschein Liegende erfuhren, und wie sie es aussprachen, ist das Großartige, das durch das Eintreten des schon nahe gesehenen und geweißsagten Unheils und durch die Forderungen, die sie aufstellten, wie man wohl behaupten kann, unauslöschliche allgemeine Wesenszüge erhielt, auf denen die Weltwirkung des Judentums ruht.

Propheten, die in irgend einer Art von Ekstase handelten und sprachen, hat es auf dem heißen Boden des Nahen Orients immer gegeben. Schon der sagenumwobene Elias, der noch durch ein Jahweopfer gegenüber seinen Gegnern siegreich wurde, hatte dabei nicht weniger als 40 Baalspropheten, die die Altäre der anderen Götter umtanzten, aus dem Feld zu schlagen. Den großen Schriftpropheten aber, mit denen wir es jetzt zu tun haben, wurden ihre Eingebungen *einsam* gegeben, vor allem auch die, welche sich auf das kommende drohende Schicksal Jerusalems bezogen. Sie wurden ihnen von Gott selbst in der Ekstase „zugeraunt“, und erhielten ihre im stärksten Maße mit dem Dasein im Zusammenhange stehenden Inhalte, in denen sich Gott selbst „manifestierte“, unmittelbar. Diese Propheten gingen mit den wichtigen Einsichten, mit denen sie Gott erfüllte, auf die Straße oder in den Tempel. Ihre Visionen erschienen ihnen selbst so bedeutsam, daß sie sie aufschrieben oder anderweit fixieren ließen. Diese Visionen, die sich immer um große Gegenstände, um das Ganze des Schicksals der Gemeinschaft drehten, waren in Bildern von riesiger Wucht ausgedrückt und ganz ohne Rücksicht vor allem gegen die eigene Gemeinschaft, das eigene Volk, gegen die Daseinsverhältnisse, gegen die sie sich wandten, gesprochen. Von den angegriffenen Obrigkeiten wagte (nachdem Amos noch aus dem Nordreich ausgewiesen worden war) gegen diese Gottesmänner, keine Obrigkeit, auch wenn sie die schärfsten Rügen aussprachen, oder das schrecklichste Schicksal prophezeiten, etwas zu tun. — Auch heute wirkt das Gewicht der geistigen Felsblöcke, die da geschleudert worden sind, so, daß man bei der Lektüre den Donner grollen zu hören glaubt.

Wesen und Art des Judentums wurden damals nach gewisser Richtung für immer geprägt. Dabei ist die Gotteserfülltheit, aus der gesprochen wird, in ihrer Art noch begrenzt. Aber in den Redenden herrscht eine so voll er-

füllte Gotteserfahrung, daß neben ihr, in ihnen außer diesem Gott gar nichts anderes Platz hat.

Der erfahrene Gott ist, auch wenn er, wie vor allem schon bei Jeremias, zu einer Art von Weltrichter wird — er braucht ja die Weltherrschaft schon, um in der bevorstehenden „Endzeit“ die große Bereinigung der Beseitigung aller anderen Gottesvorstellungen vorzunehmen — dieser Gott ist und bleibt in dieser Zeit der Gott *Zebaoth*, will sagen der alte im Sturm daher brausende Kriegsgott, der in seiner Allmacht schrecklich ist, und gewissermaßen nur gelegentlich sich zur Güte herabläßt. Der erfahrene Gott ist Leidenschaft und strahlt Leidenschaft aus. Mit Leidenschaft lehnt er den Kult der anderen Götter, die sich neben ihm breit machen, ab. Er besteht mit Leidenschaft auf der Erfüllung seiner Gebote.

Und eben durch den exklusiven Extremismus, der sich mit seiner Leidenschaft paart, hat er das Wesen und den Charakter des geistigen Judentums in dieser seiner ersten großen Notzeit vor der Erstzerstörung Jerusalems und vor dem Exil weithin bestimmt.

Ich halte unter diesem Gesichtspunkt den großen Leidenden, Jeremias, der die Zerstörung sieht und bejammert, und der dabei voller Weiche und Weite ist, gegenüber den vorangegangenen Propheten für die geistige Gestaltung des jüdischen Wesens auf Grund des Prophetismus für unterlegen. Die dann in einer schon offenbaren Schwäche des Königtums zwar nicht mit den prophetischen Mitteln, aber doch nach der prophetischen Intention vorgenommene „Konstituierung des Judentums“ durch das Hohepriestertum und seine Gefolgschaft, die Aufzwingung der großen ersten Kultreform 621 und die damalige Schriftenzusammenfassung sind ohne die ganz *strengen* großen Propheten nicht denkbar.

Das neue konstituierende Gesetzbuch, das Deuteronomium, zog nun aufs bestimmteste den gesamten Kult im Tempel von Jerusalem zusammen. Es verbot den freien bisherigen Opferdienst der Leviten „auf den Höhen“, verbot jeden „Rauchopferdienst im Hause“, der mit aller Wahrscheinlichkeit in der Ashera ein ursprünglich phallisches Symbol besaß. Gleichzeitig bestätigte es die alte Sozialordnung mit dem Verbot des Zinsnehmens unter den Volksgenossen bei Freigebung nach außen, das Liegenlassen des Ackers alle sieben Jahre zugunsten der Armen, das Unterlassen der Nachlese und die Ernteecke zu deren Vorteil, alles alte, keine neuen Vorschriften und Gewohnheiten. Das Entscheidende war die monopolistische Zusammenziehung des Kults im Tempel Jerusalem bei gleichzeitiger Versorgung der Leviten für den Verlust der Höhendienste, nicht bloß das nun rigorose Verbot des Kults fremder Götter.

Die Neuerungen erschienen dem König, dem sie von der Priesterschaft aufgezwungen wurden, so grundstürzend, daß er sein Gewand zerriß. Aber wenn es auch äußerlich nur eine neue rigorose Kultordnung war, so entsprach sie in der Art der Sache durchaus der Tendenz der Prophetie (obwohl Jeremias später Kritik geübt hat). Und sie sonderte den Jahwedienst eben nunmehr ganz scharf ab unter Ausschließung des Schwankens vor allem auch zwischen ihm und der Observanz anderer zwischendurch vorgekommener Kulte; sie zog mit dem neuen Bundesbuch nicht bloß seine Kulte, sondern auch sein Ethos praktisch für die Kontrolle an einer Stelle zusammen.

Das wirkte so, daß nach knapp dreißig Jahren der jüdische Glaube und Kult trotz der großen Zerstreuung der Juden so geschlossen geworden waren, daß sie die Zerstörung Jerusalems und des Tempels überdauern konnten. Bei der babylonischen Verbannung mit der nun sich ausbreitenden Diaspora war schon jeder Jude religiös ein festes Stück dieses Glaubens und Kultes, den er mit sich trug. Diese Verbannung betraf, wie gesagt, vor allem die Honoratioren. Das geistige Leben samt der Propheten konnte sich daher trotz der Verpflanzung bis zur persischen Herrschaft in Babylon 50 Jahre fortsetzen. — Wer weiß, ob das ohne die große Priesterreform des Deuteronomium möglich gewesen wäre! Man möchte sagen, es wirkt fast wie ein geschichtliches Wunder, daß das Judentum genau zeitig genug vor seiner Weltzerstreuung in die Form gebracht ward, in der es an jedem Ort wie ein mit ethischem Dynamit geladenes Etwas durch die Geschichte fortwirken konnte.

Es bedarf nur weniger Worte, um einerseits die äußeren Vorbedingungen, andererseits die neu hinzukommenden inneren Positionen bis zum Werk der endgültigen Konstitution durch Esra und Nehemia in Erinnerung zu bringen.

Die nach der Eroberung Babylons durch Kyros (538) bewilligte Rückkehr, die einen Zug von 40 000 Menschen umfaßt haben soll, hat zunächst allenthalben Widerstände und auch Querschläge daheim ausgelöst, so daß sie zunächst nicht den erwarteten Erfolg haben konnte. Es bedurfte neuer prophetischer Mahnungen, um 18 Jahre später mit erneuten Hilfgeldern der Diaspora wenigstens den Tempelbau 518 zu beginnen und bis 516 zu Ende zu bringen. Das mit der Rückkehr erhoffte Paradies blieb aus. Erst der Energie des persischen kaiserlichen Mundschenks Nehemia und neuer Diasporabeihilfe war es zu danken, daß nunmehr, mehr als 70 Jahre später, nach offenbar schrecklicher Armut und Verwirrung in Jerusalem wieder eine mit Mauern geschützte Stadt entstand, deren Bevölkerung man in ihren unteren Schichten teilweise unter Zwang vom Land zusammenkratzen mußte, die aber jetzt durch den Friedenspropheten Esra zu einer wirklich arbeitenden Gemeinde mit jenem früher genannten, das Leben einspannenden Kult- und Ritenkodex zusammengefaßt werden konnte, zu einem lebendigen Gebilde, das durch den Geist und das Geld des in der ganzen Welt zerstreuten Judentums (das jetzt volkreiche und wohlhabende Gemeinden vor allem in Babylon und Ägypten hatte) getragen werden konnte.

Nach dem mehr als hundert Jahre dauernden Prozeß der Rückkehr mit seinen schweren geistigen und sachlichen Spannungen und nach dem Durchhalten in diesem wirkten die Neukonstituierung und priesterliche Konzentrierung mit einem gewissen juristischen Rückgrat als der nötige diesseitige Abschluß der im prophetischen alten leidenschaftlichen Stil prognostizierten Existenz.

Diese prophetische Aufgabe war nun überhaupt zu Ende. Ich sehe von den kleinen unter den „großen“ Propheten von Hagai, Sacharia usw. ab, die noch folgten, und die im wesentlichen zur Neuintradierung des jerusalemischen Tempeldaseins etwas beigetragen haben. Nur zwei wirklich große Prophetengestalten stehen noch am Eingang und Ausgang dieser Exilprophetie und beleuchten ihr Wesen. Die eine ist Hesekiel. Er ist in prunkvoll prächtige geistige Gewandung gehüllt. In seiner großen Bewußtheit und Breite gelangt er innerlich doch nicht hinaus über das, was vor allem Jeremias schon in schönerer

und reinerer Form gesagt hatte. In seinen Endzeitbildern, in denen er Jahwe wüten läßt unter den Völkern zugunsten Israels, liegt, so sehr diese Bilder von der baylonischen Exilschmach mitgeprägt sein mögen, doch im Grunde ein Zurückfallen in frühere Vorstellungsformen vor, bestenfalls eine Art barocker geistiger Architektur des von früheren in menschlicher Weise Gesagten. — Der andere aber, der seinen Namen gar nicht mitteilt, Deuterjesaia, dessen großartige Ideen und Bilder von dem Bibelkomponenten einfach dem alten Jesaia hinzugefügt sind, ist ganz voll von Neuem in dem, was er von dem Wesen Jahwes und den durch ihn auferlegten Prüfungen sagt. Er ist der Prophet der Lehre von der Gottesknechtschaft (ob nun die Vorstellung einer Person oder ganz Israel gilt), des Menschen, der in Schmutz geworfen und verachtet innerlich hochehobenen Hauptes das Leiden der Welt trägt und durch diese Haltung befreiend und erlösend wirkt. Kaum ein Prophet hat in späterer Zeit eine Wirkung ausgeübt, an der ja auch das Christentum teil hat, wie *er* mit dieser großartigen Lehre. Und es ist demgegenüber vielleicht nicht unwichtig, zweierlei festzuhalten: Erstens dieser „Gottesknechtsieg“ ist so spezifisch aus der Tiefe des jüdischen Zerstörungsschicksals erfahren und geformt, daß sonstige Elemente und Dokumente, vor allem die bekannte allgemeiner verbreitete Lehre vom „stellvertretenden Leiden“ als Analogie oder Anregung gegenüber diesem Vorliegenden ganz originär Jüdischen belanglos erscheinen. Und auf der anderen Seite: Es mußte wohl noch eine Vertiefung und Umwälzung der gesamten Ideenwelt eintreten; vorher konnte diese Idee nicht ihre volle Wirkung ausüben. Jedenfalls hat, soweit ich sehen kann, Max Weber recht, wenn er sagt: Abgesehen von ein paar Psalmen (vor allem dem 22.) sei diese Idee in der jüdischen Entwicklung vorerst verloren geblieben. Sie hing in der Tat als äußerste Sublimierung wie eine seltene, schöne Blume an dem prophetischen so wunderbar reich gearbeiteten aber viel derberen Bau des geistigen jüdischen Schicksals.

Wir stehen damit an der Schwelle der großen Wandlung, welche die persische Geistigkeit, hinter ihr die Zeit des Einbrechens der hellenistischen und dann der römischen Herrschaft für das kultische und rituelle sowie das geistige Leben des Judentums bedeutet haben, an der Schwelle des Hineingezogenwerdens dieses Judentums in die große, vor allem geistige, aber insbesondere geistliche Synkretisierung der Antike, an der Schwelle der Einstrahlungen und Ausstrahlungen, die das Judentum in dieser Periode aufweist.

Spätantike

Wir kommen jetzt zu der großen synkretistischen Epoche der Antike, welche diese als Spätantike innerlich zum Schluß bringt, um sie am Ende auch äußerlich erledigt werden zu lassen. Dieser Epoche, in deren palästinensischen Winkel, Strahlen aufsaugend, aber doch in seinem nun konstituierten Wesen nicht mehr grundlegend verändert, mit ethischem Dynamit geladen, das theokratische Zentrum des bereits durch die Diaspora und ein ausgedehntes Proselytentum überall hin verbreiteten Judentums lag.

Derjenige, der den Sprengstoff in diesem Zentrum in einem bestimmten Moment seelisch geistig zur weltentscheidenden Explosion brachte, ist Jesus.

Derjenige, der durch Verbindung des von Jesus Hervorgerufenen mit dem allgemeinen Bildungs- und Aufnahmerahmen der Gesamtperiode der darin

liegenden Mutation zur Weltwirkung verhalf in Gestalt einer ganz neuen universellen Religion und dann auch Kirche, war Paulus.

Synthese, in der Mitte Jesus, dann Paulus, so heißen die drei großen Abschnitte, welche die entscheidende jüdische Weltausstrahlung in das Abendland damals ergaben.

Wir können das Erste nur ganz kursorisch in seiner Eigenart umreißen. Beim zweiten und dritten haben wir gegenüber den bekannten Tatsachen zu fragen: was ist hier das spezifisch Jüdische des Impulses und in welchem Rahmen steht dieser?

Synkretismus. Es ist gewiß gewagt, aber doch nicht unrichtig, das Hereinbrechen der Spätantike und ihres sehr eigenartigen Synkretismus zu datieren von der Eroberung und herrschaftlichen Zusammenfassung ganz Vorderasiens durch die Perser. Von da kann man nach den Wellen des Synkretismus fragen, der hinter dem persischen Einfluß den des Hellenismus setzte, und dann das realistische Einheimsen oder Umbiegen der ringsher gewonnenen Früchte zur Zeit der römischen Herrschaft erlaubte.

Im geistigen Raum bedeutete die persische Herrschaft den Anstoß zu einem neuen, einem echten Transzendentalismus. Die hellenistische Zeit bringt auf der einen Seite das Heraufkommen des Gnostizismus, auf der anderen Seite, und gewissermaßen in tieferen Regionen, die Entstehung von Mysterienreligionen, die an die örtlich vorhandenen, vor allem an die großen Vegetationsgötter sich anlehnten und durchgängig auf Erlösung abzielten. Sodaß am Ende das Dasein oben und unten in verschiedener Nüancierung von transcender Erfahrung unsichtbarer Mächte durchwirkt ist, die vorgestellte Daseinswirklichkeit aber überall durch das Hineinspielen dieser unsichtbaren Daseins Hintergründe (außer Göttern, jetzt auch Dämonen und Geistern) mitbestimmt ist. Man kann das Dasein um die Zeit von Christi Geburt, so ist die Vorstellung, bei richtiger Verbundenheit mit den Hintergrundmächten fast leichter durch diese handelnd beherrschen, als durch äußerlich realistisches Vorgehen. Es ist eine Weltepoche mit der Vorstellung überall ganz in die Daseinswirklichkeit hineingreifender Wirkungsmächte der Übersinnlichkeit.

Von der Realität dieser überall vorhandenen Vorstellung her muß man alles Wunderbare über Jesus, ja die Aufnehmbarkeit von dessen Existenz selber, vor allem nach seinem Tode, verstehen. Es gibt eben jetzt eine unsichtbare Vorstellungswelt als wirklichkeitsbestimmend; vielleicht gab es damals sogar eine nach der „geistigen“ Seite hin verschobene Psychodynamik des Daseins.

Das große Neue auch im Alten Testament und allen damaligen jüdischen Schriften und Anschauungen Festzustellende ist die nun nach der Konstituierung des Judentums durch Nehemia und Esra zuerst hereinbrechende Sicht und Erfahrung dieses Transzendentalen, das in Anlehnung an den Parsismus die Welt dualistisch sieht. Es gibt nicht bloß Gott, sondern auch den Teufel, nicht bloß heute, gestern und morgen, sondern einen Entwicklungsvorgang zwischen Gott und dem Teufel mit einer das Diesseits abschließenden Endentscheidung zugunsten des Göttlichen, eine Fortsetzung des Daseins im Jenseits, also eine transzendent apokalyptische Realität. Im Rahmen dieser gegenüber der bisherigen frommen Diesseitigkeit verwandelten Geisteswelt, die transzendente Eschatologie aus dem Boden sprießen läßt, steht das Juden-

tum seitdem schon vor der Zeit von Christi Geburt. Es steht, insoweit es den neuen Transzendentalismus aufnimmt, unter der geistigen Herrschaft des einflußreichen Ordens der Pharisäer, während die Sadduzäer an dem alten diesseitig frommen Judentum festhalten, und den Dualismus samt seinem Auferstehungsglauben ablehnen.

Man weiß: bei Hiob, der wohl etwa dem Ende der persischen Zeit entstammt, spielt Gott mit dem Satan im Vorspiel wie die Katze mit der Maus. Aber in Wahrheit wird das gesamte Theodizee-Problem, also der Dualismus und die ungeheure Diskrepanz zwischen Alltagssieg des Bösen und Vorsehung samt Gerechtigkeit, hier zum Ausgangspunkt gemacht vom ersten Wort Hiobs an. „Ich fluche dem Tag, an dem ich geboren wurde“, bis hin zu dem grandiosen göttlichen Finale „Wo warst du . . .“.

Hier liegt ein weltgeschichtlicher Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte vor, eben in der Behandlung der Theodizeefrage, ein Beitrag, der sich neben die moralische Wucht der großen Propheten, die wunderbare Schönheit der ersten Bücher Moses und viele der späten so tiefgründigen Psalmen stellt, ein Beitrag unmittelbar aus der jüdischen Substanz noch in ihrer vollkommenen Reinheit. Das zur Ergänzung.

Wir wollen einigermaßen begreifen, wie dies Judentum Jesus und seine Botschaft aus sich entließ und weiterhin Paulus und sein Christentum.

Dazu ist zu sagen: Die Perserherrschaft hatte eine zweihundertjährige Ruheperiode durch eine Art dauernden Landfriedens für ganz Vorderasien geschaffen. Diese Perserherrschaft fußte dabei auf der grundsätzlichen Anerkennung der nationalen Eigenheiten und ihrer Organisationen. Die Entlassung der Juden aus dem Exil und die Entsendung von Nehemia und Esra sind nur Beispiele dieser Politik.

Der Hellenismus, der seit ca. 300 v. Chr. sich überall auf Stadtgründungen oder Polisausstrahlungen unter seiner herrschaftlichen Oberfläche stützte, konnte in der ersten Zeit mit seiner Tendenz der Verleiblichung des Göttlichen noch eine Nachblüte griechischer Art und Kunst großer Form erzeugen, dort, wo die Daseinsvoraussetzungen dafür vorlagen, nämlich an der kleinasiatischen Küste (also Pergamon und Rhodos). Er vermochte auch seine vollendeten plastischen Stilformen zur Einführung zu bringen, soweit Alexanders Reich nach Osten ausgedehnt war, also bis nach Indien und Baktrien. (Ghandarakunst), in Gegenden, wo erst seitdem etwa der Heilkraft ausstrahlende Buddha seine ihm durch die Geschichte seither verbliebenen körperlichen Formen gewann. — Ganz anders lag es vor allem in der geistigen Welt und ihren Vorstellungen. Hier stieß er vor allem im Religiösen auf sehr alte, sehr aktive Eigentendenzen, welche in dieser Zeit überall die Neigung hatten, in Erlösungsmysterien zu münden. Es ist für uns gleichgültig, ob und wie er an den verschiedenen Orten mit diesen Eigentendenzen fertig wurde, etwa durch ihre Einformung als mythologisierende Kräfte in seine Daseinsergreifung.

An *einer* Stelle aber war das hellenistische Gesamtwesen schon wegen seiner Lebensbegleiterscheinung der Nacktgymnastik nicht einfügbar: bei den ganz in Wertinvertierung, und zwar ganz dogmatisch fixiert lebenden Juden. Deren Hoffnung war, daß der jüngste Tag für ihre unkörperlichen Paradieses-

vorstellungen vor der Tür stehe. Hier konnte man die griechische Körpervergöttlichung mit ihren Nacktheiten nur als obszön empfinden. Hier mußten alle leidenschaftlich antikörperlichen Introvertierungen gegen den Versuch der Vermengung in Aufruhr geraten.

Das letztere geschah. Es ist der innere Grund für die letzten großen Selbsterhaltungskämpfe des durch den persischen Transzendentalismus fortgebildeten aber doch in alter Form konsolidiert gebliebenen Judentums. Der Grund aber auch für alle die außerordentlichen Leiden und Spannungen, die eintraten und aus denen u. a. Jesus heranwuchs.

Ich kann auf diese Dinge in concreto leider nicht näher eingehen. Ich sage nur: das Makkabäerreich, das sich aus dem großartig und mutig geführten Aufstand einer großen jüdischen Familie und ihres Anhangs gegen die hellenistische „Vergewaltigung“ ergab, und das in der Zeit des Gelingens (der Zeit der Schwächung Roms durch den Bürgerkrieg 120-65 v. Chr.) sogar zu einem territorial fast das ganze frühere Israel in Selbständigkeit zusammenfassenden Königreich sich auswuchs, vermochte doch nur ein Zwischenspiel zu sein zwischen der abklingenden hellenistischen und der ununterbrochen stärker werdenden römischen Ausdehnung. Es war mit dem Auftreten des Pompejus erledigt, und es wurde für mehr als ein Jahrhundert ersetzt durch ein Gemisch von Halbheiten, nämlich anscheinend selbständige jüdische Herrschaftsgebilde, hinter denen in Wahrheit die Macht Roms stand. — Bis dann Israel auch äußerlich dem römischen Prokuratorentum ausgeliefert und willkürlich durch Prokuratoren beherrscht ward. (Pilatus und seine Nachfolger.)

Wesentlich ist: das entscheidende Merkmal dieser Epoche, die sich übrigens in ähnlich schwankender Weise auch noch weiter fortsetzte, ist für ein Jahrhundert die entwertende Verfälschung aller jüdischen politischen Eigeneinrichtungen; ob diese Entwertung nun durch ein Scheinkönigtum wie das des ganz von Rom abhängigen Herodes geschah, oder schon offener durch sog. „Ethnarchen“ und „Tetrarchen“, oder am Schluß durch eine nackte römische Kolonialherrschaft, die dann Provinzangliederung hieß. — Das Hohenpriestertum mit der gesamten Theokratie ward schon in dieser Zeit seines großen selbständigen Einflusses auf das Leben entkleidet, die Tempelschätze Jerusalems zweimal ohne weiteres von Rom weggenommen.

In der Verworrenheit dieser Lage entwickelten sich in der ausgebeuteten Masse des Volkes treibhausartig apokalyptische Visionen mit transzendenten Aspekten des „Endes“, von denen im wesentlichen nur die Visionen des Propheten Daniel in die „Schrift“ aufgenommen worden sind; während die große Masse (Henoch, Jubiläenbuch usw.) apokryph also inoffiziell blieb. Hemmungslose Obere (Herodias, Salome) und Ausweglosigkeit für das verzweifelnde Volk, das war die Signatur der jüdischen Zentrale um die Zeit von Christi Geburt.

Jesus. Kapernaum und der See Genezareth sind liebliche Orte. Aber in dieser Zeit trat in den klippenreichen Abhängen der Wüste Juda weiter südlich nahe bei Jerusalem Johannes der Täufer auf mit der Ankündigung des nahenden Endes und des kommenden „Größeren“, der das „Ende“ bringen werde. Und fast ganz Jerusalem ließ sich von ihm taufen, ehe er von der herodianischen Clique, die ihn zu fürchten anfang, eingesperrt und zur Enthauptung gebracht ward.

In dieser Zeit trat in Jesus in Kapernaum und am See Genezareth der angekündigte „Größere“ auf. Von Johannes getauft und vom Teufel vergeblich versucht, vollzog er, wo er hinkam, Wunder von Heilungen. So daß sich, wo er auch war, immer eine große Menge von „Mühseligen und Beladenen“ um ihn versammelte.

Aber er tat nicht nur Wunder. Er *sprach* auch. Er sagte, daß das Reich Gottes nahe herangekommen sei, und daß er es verkünde: „Selig die Armen im Geist, denn ihrer ist das Reich des Himmels.“ „Selig die Sanftmütigen, die Friedfertigen, die Barmherzigen, die um der Gerechtigkeit Verfolgten“. Und indem er sich an diese Schicht wendet, lehrt er u. a.: „Es ist gesagt Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, nicht dem Bösen widerstehen; sondern wer dich schlägt auf die rechte Wange, dem biete auch die andere. Und wer mit dir rechten und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel. Ihr habt gehört, du sollst lieben deinen Nächsten und hassen deinen Feind. Ich aber sage euch, liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger“. Und weiter u. a.: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch, sorget nicht für euer Leben, was ihr esset, noch für euren Leib, was ihr anziehet . . . sehet die Vögel des Himmels, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen, euer himmlischer Vater ernährt sie . . . Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet . . . Was siehst du: den Splitter im Auge deines Bruders, den Balken aber in deinem eigenen bemerkst du nicht“.

Und in ähnlicher Weise fort. (Die Bergpredigt hatte eine, offenbar auf Nachschrift beruhende, gemeinsame Quelle, welche Matthäus und Lukas als Vorlage diente.)

Bei Matthäus steht: „Als Jesus diese Rede beendet, da waren die Massen betroffen über seine Lehre, denn er lehrte sie wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten“.

Was er sagte, dies und alles andere waren in der Tat nicht etwa „Superlative“. Es waren Fingerzeige auf das Eine, was not tut. Es war ein Feuerbrand, der in den Herzen der Mühseligen und Beladenen, zu denen er sprach, einschlagen mußte. — Es entstand überall eine Flamme, die von den Wurzeln des Daseins bis in dessen Krone hinaufschlug. Sie hinterließ aber nicht Asche, sondern verwandelte Menschen. Menschen, die umgestaltet waren und zugleich plötzlich mit allem anderen Menschentum in einer Einheit verbunden, wie sie noch kein geistiger Odem in der Welt anderswo hatte aufblühen lassen. Es entstand ein neues *inneres* Reich der ausstrahlenden menschlichen Einheit und Verbundenheit von ganz einmalig unendlicher aktiver Weite und Kraft.

Es wurden plötzlich Stockwerke im Menschen und zwischen den Menschen geöffnet, in die noch nie in der Geschichte irgendjemand vorgestoßen war, und die durch das ganze Dasein eine neue Wärme ausstrahlten. Gott, der die Menschen entstehen ließ, wurde eine alles Menschliche durchflutende Erfahrung, ein Gott, der nun nicht mehr allein der Herr und Herrscher war, sondern der liebende Vater.

Ein neues Daseinsgefühl brach auf. Es bot eine neue eschatologische Sicht, denn das Reich Gottes wurde als nahend verkündet, zugleich bot es aber ein gemeinsames *hiesiges* Leben, und das entspringende Lebensgefühl hatte einen

neuen Leidenschaftscharakter, der sich in der gemeinsamen Verbundenheit und Einheit entfaltete.

Darum war es von dem unmittelbaren Vollzug der Eschatologie, von der bevorstehenden transzendenten Verwandlung *unabhängig*. Es war wirksam als Wachsen der eigenen Verwandlung, welche die alte Ethik, die gültig blieb, unendlich weit hinter sich ließ und über sie hinaus eine ganz neue freie menschliche Höhe erreichen ließ, die nach allen Seiten ausstrahlte und stärkste Expansionstendenz hatte.

Es war eine Flamme. Jesus entzündete sie vor allem bei den Armen wie eine neue Kraft, die alles Alte verzehrt, und in sich verändern kann. Das bisherige gesetzesgebundene und gesetzesbezogene Judentum ward plötzlich mutiert, und in etwas weltgeschichtlich Neues verwandelt, das für das ganze persönliche Sein und für eine neue Gemeinsamkeit die alten Fesseln zu sprengen suchte: aus *Liebe*. Jesus selbst war diese Liebe und ihre Reinigung. Er ging unter persönlicher Gefahr für diese Botschaft zum Passah nach Jerusalem, reinigte den Tempel und predigte dort.

Er wußte und erwartete den Gegenschlag der pharisäischen Herrschaft, die von ihm in die Luft gesprengt wurde. Er schlief jede Nacht an einer anderen Stelle, Gethsemane, wo er verhaftet wurde, war nur eine von vielen.

Dann ging er so ruhig und großartig zum Kreuz, wie jeder aus den Evangelien weiß. Er litt bis hin zu dem „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“, mit dem er starb.

Aber dieses Sterben konnte kein Tod sein. Er war alsbald auferstanden für die Seinen. Und es ist ganz gleichgültig — nur eine Frage für die Naturwissenschaften —, wie das physisch oder psychisch zu verstehen ist.

Sicher ist, daß er als lebendige Kraft nach seiner Kreuzigung noch weitere vierzig Tage unter den Seinen wandelte, und daß er in deren Bewußtsein vor ihren Augen in den Himmel entrückt ward.

Die Seinen gingen nach seiner Entrückung nicht auseinander. Sie erlebten gemeinsam zu Pfingsten eine Erleuchtung, eine „Ausgießung des Heiligen Geistes“, bei der sie plötzlich in Ekstase sprachen, „in Zungen redeten“, und all die verschiedenen Sprachen der Diasporajuden vernahmen, die bereits bei ihnen waren.

Alsbald schuf Petrus die Taufe, und schufen die Apostel, um frei lehren zu können, die Bestellung von Hilfskräften (Diakonen) für die Versorgung der Gemeinde aus den Geschenken der gläubig Gewordenen.

Das war die erste Gemeinde. Und es dauerte nicht lange, so trat an das jüdische Synhedrion die Frage der Duldung oder Nichtduldung der Neuerer heran. Sie wurde im Zusammenhang mit der Steinigung eines der Gehilfen (Stephanus) entschieden, nicht als Duldung sondern als Verfolgung, offenbar mit unter dem Einfluß des geistig hochstehenden Juden Saulus aus Tarsos, der in Jerusalem anwesend war. — Aber der Glaube der Gemeindeglieder war bereits so fest, daß sie auch in der aus der Verfolgung in Jerusalem folgenden Zerstreuung über Israel doch bei ihrem Glauben blieben: Sie waren nun Judenchristen, die das Gesetz hielten und die Riten, aber auf Christus sich taufen ließen.

So war die Lage, die unmittelbar aus dem Leben, dem Handeln und der

Passion Jesu sich ergab, die Lage, die dann der bekehrte Saulus als *Paulus* angetroffen hat.

Fragt man, inwiefern treten in der Person, dem Handeln und der Passion Jesu neben dem Universalen, das in die geschichtliche Sphäre plötzlich hereinbrach, auch Züge entgegen, die wesentlich nur dem Judentum entstammen konnten, also jüdischer Beitrag zur Menschheitsgeschichte sind, so steht zunächst da: die Bedeutung der bisherigen jüdischen Geschichte, die der notwendige Hintergrund des Neuen war. Zu dem Neuen selber und der Art, wie es von Jesus vertreten ward, ist zu bemerken: nur im Judentum war diese Verkündung einer Daseinsicht aus *ethischer Leidenschaft* möglich. Nur eine solche vermochte die Leidenschaft des gesetzestreuem Prophetentums zu ersetzen. Nur innerhalb Judas und seines Schicksals konnte diese Botschaft auch inhaltlich entstehen. Das ist das Eine.

Das Zweite spezifisch Jüdische ist die kompromißlose, schneidende Schärfe und der Extremismus, der erst die innere Erfahrung des Neuen möglich machte, und das Aufstoßen der neuen inneren Stockwerke allein herbeiführen konnte. Eine Schärfe und Kompromißlosigkeit, die auch bei Jesus ganz persönlich überall hervortritt: „Ich bin nicht gekommen, zu bringen den Frieden sondern die Scheidung“, und zu seiner Mutter „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ — Jesus ist nicht nur Verkünder der Botschaft für das kommende Jenseitsreich, sondern er baut ein neues *Diesseitsreich* von wunderbarer menschlicher Weite, ja Grenzenlosigkeit der Dimensionen auf. Er ist zugleich scharf wie Messersschneide. Man denke an die Gleichnisse und Gespräche. Er hat nicht die Spur von einem mitleidvollen Miserabilisten, er verwendet vielmehr, um den Raum für das Neue frei zu machen, statt der Axt der Propheten das scharfe Messer des seelisch geistigen Chirurgen. Das sollte man — sieht man ihn einmal als Person — nie vergessen. Es ist ein vollständiger Irrtum, das von Jesus gebrachte Neue als eine bloße Mitleidsreligion zu begreifen. Es ist vielmehr eine durch Kampf gegen jede *Halbheit* abgeschirmte Religion der ganz und gar krompromißlosen aktiven liebenden Verbundenheit aller Menschen.

Alle diese Züge, die ethische Leidenschaftlichkeit, die Schärfe und Kompromißablehnung sind — das darf man wohl konstatieren — auf weiterbildender Mutierung des prophetischen Pathos des Alten Testaments ruhende spezifisch jüdische Beiträge zu dieser gänzlich neuen Form der Menschlichkeit, die Jesus in die Welt gebracht hat.

Paulus und das Christentum. Wenn wir gegenüber Paulus und seiner Leistung, wie es unsere Aufgabe ist, zu fragen suchen, was ist daran jüdischer Beitrag, so tun wir gut, obgleich die beiden Dinge selbst in der Darstellung nicht auseinandergerissen werden können, für unseren inneren Blick, soweit es geht, zu unterscheiden, das Werk, das von einer ungeheuren die Weltgeschichte geradezu umgestaltenden Größe ist, und die Persönlichkeit, die dieses Werk gebär, und die gleichfalls unvergleichlich ist, die aber vielleicht angemessener Weise eine etwas klärende Beleuchtung von gewissen Seiten des jüdischen Charakters her gestattet.

Indem wir beides in die Zeit, in *jene* Zeit stellen, können wir möglicherweise ein Gefühl dafür bekommen, inwiefern hier eine jüdische Aufgipfelung,

inwiefern ein im wesentlichen von der *Zeit* getragenes Allgemeines vorliegt, und inwiefern ein über Beides Hinausgreifendes, ganz Universelles, das ja bei der tiefsinnigen aber einfachen Botschaft Jesu klar zu Tage lag.

Es ist deutlich: Von der umwälzend einfachen Botschaft Jesu, von der Menschenverwandlung, die sie bedeutet, war Paulus von dem Augenblick seiner Bekehrung an im Innersten ergriffen und verwandelt. Aber er hat diese Botschaft nicht einfach, wie er sie empfing, weitergegeben. Er hat vielmehr, nachdem er sich in Damaskus und dann in Antiochia, von woher er ursprünglich kam, von der Blendung und Betäubung, in der ihn die „Offenbarung“ vier Tage lang hielt, erholt hatte, sich *Monate* zurückgezogen, um das in ihn hineingeschleuderte Neue mit den für seinen Geist notwendigen Vorstellungen und Begriffen zu verbinden. Er war begrifflich durchgebildeter Pharisäer und hatte sicherlich auch hellenistische Bildungselemente in sich aufgenommen. Erst dann ist er mit dem Jüngerkreise in Jerusalem in Verbindung getreten; und er befand sich bei der nun folgenden Auseinandersetzung ganz offenbar bereits im Besitz einer ihm eigenen Christologie und eines um eine solche gruppierten Glaubens, der ihm von Anfang an offenbar den Auftrag gab, den Christenglauben universell zu machen, ihn den Heiden zu vermitteln, und die Nachfolgegemeinschaft Jesu davor zu bewahren, in die Gestalt einer gesetzestreuen jüdischen Sekte einzumünden und damit zu versacken.

Wir haben die Auseinandersetzungen und Kompromißverhandlungen mit diesem gesetzstreuen Judenchristentum, das von Petrus und später von dem Bruder Jesu Jakobus geführt wurde, nicht zu verfolgen.

Wir haben uns nur klar zu machen, daß die gesamte riesige missionarische Tätigkeit, die Paulus dann in der Osthälfte des römischen Reiches entfaltete, soweit sie in den authentischen Dokumenten der Apostelgeschichte und der Briefe niedergeschlagen ist, eine *Heidenbekehrung* bedeutet, die ausgehend von jüdischen und Proselytengemeinden, zugleich unaufhörliche Auseinandersetzung mit der überall vorhandenen und konkurrierenden Glaubensnuance des gesetzestreuen Judenchristentums bedeutet. Sie ist deswegen in jedem Briefe von Anfang an zwar auf die Heiden ausgerichtet, aber durchweg polemisch antijudenchristlich. Nur so ist sie in ihrer großen Wärme, Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit zu verstehen, indem sie bei ihrer Polemik in der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks keine Rücksicht nimmt auf Wiederholungen. Sie bringt dabei eine letzte Mitte zum Ausdruck, von der alles ausstrahlt. Die neue menschlich verwandelnde *Ethik* Jesu durchwärmt jeden von Paulus' Briefen. Sie wird auch in einem Teil derselben ausdrücklich nach der Seite der konkreten Lebensgestaltung weiter ausgeführt. Aber das Um und Auf der Briefe ist das *Eine* der Predigt. Es ist die durch Jesu Tod offenbar gewordene transzendent begründete Erlösung, jene pneumatisch verwandelnde Erlösung durch den Glauben, der durch die Gnade des „Geistes“ auf den Erlösten sich niederläßt: Gottes-Sohnschaft Jesu, Erbsünde samt Prädestination, stellvertretendes Leiden Christi, pneumatische Verwandlung durch die Gnade des Glaubens, künftiges Weltend-Urteil und Auferstehung, das sind die Elemente dieses Kernes, der als Botschaft vermittelt wird.

Es war das offenbar in dieser durchdachten Abgeschlossenheit etwas Neues. Es war aber das geistige Ambiente, das die Ausdehnung der paulinischen

Lehre begleitete, die zwar nicht logisch, aber theologisch war, und die bei den drei eigentlichen Synoptikern Markus, Matthäus, Lukas ebenso vorliegt wie in den „Reden“, („Logoi“) Jesu, und die vor allem seiner Selbstbeleuchtung in den Schlußabschnitten der Evangelisten die Färbung gibt. Nachdem Jesus im Anfang bei allen dreien sich als Menschensohn bezeichnet hat, redet er am Schluß von sich ausdrücklich als Gottessohn, der nach seiner Ent-rückung zur Rechten Gottes sitzen wird. *Das* ist schon Paulinismus.

Und es ist dieser gesamte Vorstellungskomplex, der die effektive transzendente Lehre des Paulus darstellt. Wer im Glauben an *diese* Lehre durch den „Geist“ erwählt wird, ist gerettet. Er ist frei in dem Sinn des Befreitseins von den mehr als 600 jüdischen Gesetzesvorschriften, die man doch nicht voll erfüllen kann. Das wird von Paulus unaufhörlich eingehämmert.

Man sieht deutlich die über der Lebensbotschaft Jesu aufgetürmte, ganz durchdachte neue Transzendenzreligion, die Paulus als universelle Botschaft schafft, und die sich in der Tat durchgesetzt hat. Ihr gegenüber tritt trotz des gemeinsamen Märtyrertodes von Petrus und Paulus 64 n. Chr. in Rom die jüdische Gesetzesreligiosität des Petrus völlig in den Hintergrund. Und dies, obgleich Petrus der Patron des langsam in den Mittelpunkt rückenden römischen Bischofs wurde.

Wie ist es zum Sieg dieses in Wahrheit paulinischen Christentums gekommen? Was hat vor allem diesen transzendenten Vorstellungsrahmen getragen, in den die Kirche dann die praktische Botschaft Jesu, die Verwandlungslehre und alles andere, bis hin zum Aufbau aller Sakramente eingefügt hat? Was schuf das steigende Gewicht all der neuen Wesenheiten, die stufenweise das alte Dasein aufgesogen haben?

Als erstes ist zu sagen: die so reich entfaltete, anscheinend so lebensvolle pagane antike Welt ging, als der neue Transzendentalismus, zu dem das paulinische Christentum als entscheidendste Spielart gehörte, aufkam, aus sich und in sich, wie bereits an früherem Ort erwähnt, ihrem geistigen Tod entgegen. Sie bildete seit der angedeuteten Zeit des Synkretismus Seinsergreifungen aus, die an Kühnheit der Konzeption und gleichzeitig an letztem Pessimismus der Lebensbeurteilung innerlich formal mit dem paulinischen transzendenten Christentum durchaus konkurrieren können. — Der von Poseidonios vertretene stoizistisch transformierte Platonismus bot, auch wenn er in der Seinsdeutung negativ wurde, noch in nobler Erfolgsverachtung der problematisch gewordenen Daseinsbeurteilung Trotz. Anders aber schon der ihm folgende Gnostizismus, der, vereinfacht gesprochen, in seiner Wesensschau von der Sicht des Göttlichen herab bis zu dem der materiellen Existenz einen von Negativismen gefüllten Daseinsraum sah, in dem er den Soter sich dann bewegen ließ. Auch in seinem populären Unterbau hatte er ja, von Mithras angefangen über Isis, Adonis, Attis, in den verschiedensten Erlösungsreligiositäten sich entwickelt, die mit symbolisch magischen Akten (Taufe, Reinigung im Wasser, Mahl und anderem) transzendent bedingte Erlösungen und Verwandlungen betrieben. Dergestalt, daß sowohl der Charakter der transzendenten Daseinsicht, wie die einzelnen für die Erlösung in Betracht kommenden Akte Verwandtschaft zum geistigen und kultischen Aufbau des paulinischen Christentums aufweisen.

Das gesamte transzendente Gewand, das von dem dogmatischen Christenglauben verwendet wurde, lag also für Paulus, den geschulten Pharisäer, an einer ihm nahen Stelle bereit, nämlich in den transzendenten und religionsmystischen Feststellungen des weiterentwickelten späten Judentums seiner Zeit. Er brauchte ja nur zu Daniel zu greifen, und das dort gegebene Phänomen vom richtenden Menschensohn zu verbinden mit den in Jesaja 53 gegebenen, bis dahin wenig verwendeten Lehren vom stellvertretenden Leiden, um das paulinische Christentum, die Lehre vom stellvertretend erlösenden Gottmenschen, zu haben. Und er brauchte nur die dort (bei Daniel) und in den jüdischen Apokryphen (Henoch usw., die doch für ihn Studiengut gewesen waren), vorhandenen eschatologischen Elemente aufzugreifen und deren transzendente Positionen ernst zu nehmen, und so gut wie alle Elemente des für ihn nötigen Transzendentalismus waren ihm gegeben. Ich kann es nicht beurteilen, aber vielleicht ist einzig die Lehre von der pneumatischen Verwandlung hellenistisches Ideengut in der transzendenten Formgebung, die er vornahm.

Gleichgültig; das erste, was man sich klar zu machen hat, ist: die Bausteine des durchgebildeten paulinischen Dogmatismus lagen vor. *Sie* sind nichts Originales.

Aber nirgends ist ein Glaubensseher entstanden, der sie zu etwas Ähnlichem wie dem Paulinismus zusammengefügt hätte, oder hätte zusammenfügen können. Jeder hellenistischen Mysterienreligion mit gnostischem Hintergrund, die das versucht hätte, hätte es an dem alle Widerstände des Lebens brechenden Gewicht gemangelt. Wie wollten sie die daseinumwälzende pneumatische Menschenverwandlung herbeiführen, welche eben die göttliche christliche „Gnade“ darstellt, von der Paulus immer wieder spricht. Das will besagen: ohne die Botschaft Jesu, die diese „Mutation“ ganz substantiell in sich trägt, keine paulinische Erlösung. Der ganze paulinische Transzendenzoberbau wäre dann leer und nichtig gewesen.

Ja, mehr. Auch die von Paulus verkündete Offenbarung samt der Botschaft Jesu genügte nicht, um das große paulinische Christentum zu schaffen. Dazu war weiter nötig dessen Fundierung und das Herauswachsen des Neuen aus dem historischen Mutterboden, dem alten Judentum. Anders gesagt: die Grundlegung im Alten Testament. Marcion, der die evangelische Botschaft davon abzulösen suchte, ist, wie man weiß, gescheitert.

Damit haben wir in eine Art von logischem, jedenfalls rein sachlichem Hintereinandergestelltsein gebracht die drei für das paulinische Christentum wesentlichen Aufbauelemente; das allgemeine der gnostisch geformten Atmosphäre, die Botschaft Jesu und das als erfüllt betrachtete große alte Judentum. Ineinandergeschoben und innerlich verzahnt, bauen sie die geistige Burg dessen auf, was Paulus vertreten konnte.

Aber wie war es möglich, daß diese Botschaft zu einer alles umformenden Lebenskraft sich auswuchs, zu einer anderen Welt, die alle alten Daseinspositionen von innen her zusammensinken oder grundsätzlich sich verwandeln ließ, zu einer Welt, in der die antike Vergöttlichung des Leibes abstarb, und, denken wir an die Kolossalbüste Constantins auf dem Kapitol, das Gesicht zu einer Maske und zu einem Schema wurde, hinter dem man erst das Eigent-

liche zu suchen hat, und so fort durch alle Lebensäußerungen hindurch? Das alte Gestaltgeformte ward Plunder, das neu Erfahrene hatte durchaus neue innerliche Züge. — Fragen wir, wie diese plötzliche Weltverwandlung, für die es in der Geschichte höchstens und in viel engerem Kreise in der Wirkung des ursprünglichen Buddhismus gegenüber dem Brahmanentum und dem Hinduismus eine Parallele gibt, sich ereignen konnte, so stoßen wir für diese weltgeschichtlich wohl entscheidendste Frage auf ein bisher unerkanntes Phänomen. Wir stoßen dabei über die sachliche Verkündigung hinaus auf den *Menschen*, der durch seine Heidenmission dafür den Anfang in dem damals entscheidenden Teil der Antike gelegt hat. Wir stoßen auf einen Menschen, der ein ebenso großes persönliches Phänomen ist, wie das umrissene sachliche. Einen Menschen von unbändiger Leidenschaft, die er kämpfend zuerst gegen das Neue, dann nach der ihm gewordenen Offenbarung *für* eben dieses einsetzt. Aber, das ist das nicht zu Vergessende: er tut das erst, nachdem er es in innerem Ringen, wie wir sahen, mit dem vertrauten Bildungsrahmen der Zeit verschmolzen hat. Dann, nachdem er etwas ganz Lebensuniversales gewonnen hat, setzt er seine unerschöpfliche Stoßkraft und Beredsamkeit in die Vertretung dieses metaphysisch neuen, logisch sorgfältig Abgewogenen, das psychologisch eine große Wirkung ausüben mußte, da es in seinem praktischen Auslauf den psychologischen Bedürfnissen der Menschen nach einer erlösenden und befreienden umfassenden Zukunftsvision entsprach, wobei es zugleich einen die besten Produkte der Zeit überragenden, innerlich vieldeutige Möglichkeiten freilassenden transzendenten Hintergrund für die Ausgestaltung seiner eigenen Wirkung bot. Paulus hatte, als er die Auseinandersetzung mit Jerusalem aufnahm, und als er dann seine Missionsreisen antrat, in dem von ihm vertretenen Glauben das unvergleichlichste geistige Universalinstrument für sich geschaffen. Und es ist ein aufregend einzigartiges Schauspiel, wie er mehr als zwanzig Jahre lang unverwüstlich von den jüdischen und Proselytengemeinden des westlichen Kleinasien, in Griechenland und schließlich in Rom mündlich und schriftlich alle Töne dieses Instruments mit größter Geschicklichkeit, angepaßt an Zeit, Gelegenheit und Ort spielen läßt: „Ein Jude mit den Juden, ein Grieche mit den Griechen u. s. . .“ Faszinierend wie er, der im entscheidenden letzten gefährdenden Moment als römischer Bürger an den Kaiser gegen körperliche Züchtigung appelliert. Vorher aber, wenn es ihm dienlich erscheint, die üblichen jüdischen Stockbastonnaden über sich ergehen läßt. Es ist erregend, wie er in gefährliche Glaubenskämpfe gerät, so in Ephesus, als die Goldschmiede der Großen Mutter Geschäftsschwächung durch ihn befürchten, und einen regulären Aufstand gegen ihn entfesseln; wie er aber doch im Stande ist, ein ganzes Netz von lebendig miteinander korrespondierenden Gemeinden, geführt von Presbytern und Episkopoi, über das gesamte Gebiet zu legen. Klug abwartend, wo nötig, überall im umgekehrten Fall eingreifend und mahnend; ein Mensch von unerschöpflichem Tatendrang, nie verlöschender Wärme und bei aller Leidenschaftlichkeit seines Lebens von unendlicher Anpassungsfähigkeit. —

Erst wenn man dies persönliche Phänomen, das (man denke an Korinther I, 13) auch wundervolle literarische Dokumente hinterlassen hat, mit der skizzierten sachlichen inneren Wucht der von ihm vertretenen neuen Welt verbindet, wird der paulinische Durchbruch zur tellurischen Universalität auf

der Basis der Verwandlungsbotschaft Jesu in den Ausmaßen, die er schon zu seiner Zeit und dann weiter nach Paulus' Tode angenommen hat, leidlich verständlich.

Es widerstrebt fast, sich die Beitragsform für das allgemein Menschliche, die in diesem großen Fall das spezifisch Jüdische angenommen hat, ausdrücklich noch einmal deutlich zu machen. Der Inhalt des sachlichen geschichtlichen Hintergrundes und wesentliche Teile des geistigen Aufbaus sind jüdisch. Und wieviel von der unermeßlichen Leidenschaft dieses Menschen ist nicht transformiertes altes Prophetentum! Wieviel von der beinahe manchmal an Spitzfindigkeit grenzenden Dialektik für die damalige Zeit wohl kaum zu erklären ohne die große im Entstehen begriffene logistische talmudistische Schulung.

Das alles läßt nach den ersten Büchern Moses, hinter den Propheten, hinter Hiob auf der einen, den Psalmen auf der anderen Seite, und hinter der unvergleichlichen Erscheinung Jesu Paulus und starke Teile des paulinischen Christentums als wesentlichste aus der Antike zu uns herüberragende Menschheitsbeiträge des Judentums erscheinen.

PANTOMIE

Ich habe die bunten
Rosen verfehlt auf dem Jahrmarkt,
wie ich auch zielte
und schoß.
Auf dem lackierten Pferd
drehte ich
traurige Kreise,
die Lippen verschmiert noch
vom Türkischen Honig.
Fliegen umschwirrten
mich und das Pferd aus Holz.

Heute
gab man mir biegsame Fächer.
Hier auf der Bühne
sitz ich und spiele,
spreize die Hände, lache
und falte die Stirn.
Wenn er herabfällt,
der schillernde Vorhang,
sitz ich dahinter wie jetzt,
höre das Murmeln von unten,
höre sie klatschen und gehn.
Nur der Brokatvogel,
silberdurchwirkt,
schaut mir zu.

Leonore Germann

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Streitbare Demokratie überschreibt Helmut Ridder einen Literaturbericht zum KPD-Verbot des Bundesverfassungsgerichtes, und er setzt ein dickes Fragezeichen dahinter. Sein Beitrag zum Maiheft 1957 der von F. A. Krummacher temperamentvoll redigierten und in ihrer Haltung nonkonformistischen „*Neuen Politischen Literatur*“ beginnt so:

„Als der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG) das Verfahren über den Antrag der Bundesregierung auf Feststellung der Verfassungswidrigkeit der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) am 17. August 1956 nach nahezu fünfjähriger Dauer mit der Verkündung des dem Antrag stattgebenden Urteils abschloß, mag mancher politisch aufgeschlossene Zeitgenosse einen heftigen Meinungsstreit in der deutschen Öffentlichkeit und eine scharfe Grundsatzdiskussion über den derzeitigen Stand der staatsbürgerlichen Freiheiten in der Bundesrepublik Deutschland erwartet haben: Es handelte sich um den zweiten Fall der Anwendung der gruppenbezogenen illegalisierenden ‚politischen Justiz‘ nach Art. 21 des Grundgesetzes (GG); und dieser zweite Fall war, nachdem im Verfahren gegen die Sozialistische Reichspartei der gerichtliche Befund einmal mehr die unsagbare Primitivität jener hinlänglich bekannten, den kontinentalen ‚Faschismus‘ ausmachenden Mischung von barbarischen Atavismen, wildgewordener Spießbürgerlichkeit, sittlich-geistiger Verlotterung verkrachter Akademiker und Mittelständler und wurzellosem Landknechtstum dargetan hatte, der erste tiefenste Fall.

Der Zeitgenosse wurde indes ebenso enttäuscht wie der speziell mit dem Staats- und Verfassungsrecht befaßte Fachjurist und der Soziologe. 48 Stunden nach diesem für die westliche Verfassungswelt einzigartigen Ereignis — dessen Tragweite schon im Umfang der Urteilsbegründung ihren adäquaten Ausdruck findet — plätscherten in dem dürftigen Rinnsal offiziöser Verlautbarungen und einzelner Pressekommentare lediglich noch einige Pro- und Contra-Argumente zur Frage der politischen Zweckmäßigkeit des Parteiverbots im

Hinblick auf die Gefahr kommunistischer Infiltration und Unterwanderung. Auch solche Äußerungen sind seit einiger Zeit nicht mehr zu vernehmen.

Im juristischen Fachschrifttum sieht man sich der wahrhaft bestürzenden Tatsache gegenüber, daß — abgesehen von wenigen Bemerkungen über einzelne sekundäre Rechtsfolgen des KPD-Verbots (Fragen des Mandatsverlusts, Rechtsschicksal der Parteipassiva, arbeitsrechtliche Konsequenzen u. a.) — ein einziger Aufsatz das Verbotsurteil des BVerfG als solches behandelt; aber auch das geschieht offenbar nur mit verhaltener Beklommenheit und vornehmlich mit der Zielsetzung, die Staatsschutzsprechung des Bundesgerichtshofs als vergleichsweise weniger eingreifend und stärker rechtsstaatlich gebunden zu beschreiben. Ein Artikel betrachtet das Potsdamer Abkommen und die grundgesetzlichen Möglichkeiten der Wiedervereinigung Deutschlands im Lichte des Verbotsurteils. Die österreichischen ‚Juristischen Blätter‘ veröffentlichten einen nicht durchgeklärten, etwas überschwenglichen Preisessay auf das BVerfG, der sich gar in absonderliche Spekulationen über die Autorschaft an der Urteilsbegründung verliert. Er teilt mit einer größeren Zahl von Organen verschiedener politischer Gruppen die allgemeinen, unsubstantiierten und — weil am Kern der spezifisch grundrechtlich-verfassungsrechtlichen Problematik vorbeigehend — wertlosen Berufungen auf das ‚Überpositive‘, ‚Naturrechtliche‘, ‚Metaphysische‘, ‚Ethische‘ usw., das in dem Verbotsurteil zum Durchbruch gekommen sei. Der ‚tiefere Sinn‘ des Karlsruher Urteils läßt sich jedenfalls nicht dadurch dartun, daß man ihn ohne tiefere Bemühungen der politischen und juristischen Vernunft behauptet. Wenn schließlich dem Ersten Senat des BVerfG die Objektivität seines Spruches unter kontrastierender Erwähnung seiner angeblich roten Farbe attestiert wird, so berührt das lediglich peinlich, ebenso die triumphierende Schlußfolgerung, das nichtkommunistische Europa besitze ‚also doch‘ eine ‚Ideologie‘ (und was für eine!)“

Inzwischen hat die Diskussion durch

eine Abhandlung von Wolfgang Abendroth einen Anstoß bekommen, der sie nicht so leicht wieder einschlafen lassen wird. Abendroth ist ein Mann der Linken und einer der wenigen deutschen Staatsrechtslehrer, die nicht der braunen Versuchung erlegen sind. Als solcher hat er das Amt des Kritikers immer sehr ernst genommen und zum öffentlichen Wohl ausgeübt. Er sieht im Karlsruher Urteil eine Kompetenzüberschreitung der Richter insofern, als sie sich für befugt gehalten hätten, Verfassungsgrundsätze, die keinen genau bestimmten Tatbestand regeln, zu konkretisieren: „Diese methodische Position führt jedoch notwendig zu einer erheblichen Gefährdung der demokratischen Verfassung. Die Aufgabe des Verfassungsrichters ist es, Normen anzuwenden und die Verfassung zu wahren, nicht aber sie zu ‚entfalten‘ und dadurch zu gestalten. Die ‚Entfaltung‘ und also Weitergestaltung der Verfassungsordnung ist in einer Demokratie eindeutig die Aufgabe dessen, der Inhaber der gesetzgebenden Gewalt und auch des *pouvoir constituant* ist, nämlich des Volkes. Wohin es führt, wenn eine Juristenschicht, die sich für einen besonderen Stand hält, repräsentiert durch Verfassungsgerichte oder durch Lehrer des Verfassungsrechts, sich diese Aufgabe anmaßt, läßt sich am Geschick der Weimarer Verfassung in den letzten Jahren ihrer Geltung leicht ablesen. Die Auffassungen darüber, welchen Inhalt ‚objektive Wertordnung‘ und allgemeine philosophische und ethische Grundsätze haben und welche Rechtsvorstellungen in der Gemeinschaft vorhanden sind, werden in einer sozial gespaltenen Gesellschaft immer variieren und weitgehend durch die Option des Einzelnen im Kampfe der sozialen Gruppen miteinander bestimmt sein, gleichgültig, ob er sich dieser Tatsache bewußt ist oder nicht. Das Grundgesetz will — wie Art. 20 ausweist — eine demokratische Verfassungsordnung geben. In einer Demokratie gehen aber Verfassungsentscheidungen vom Volk und nicht vom Juristenstande aus.“ (*Zeitschrift für Politik*, 4/1956) Abendroth kommt zu dem Schluß, daß Josef Wintrichs Auffassung, die Bundesrepublik und die Länder seien freiheitliche und konstitutionelle und nicht egalitär-radikale Demokratien nur eine unter mehreren möglichen Auslegungen des Artikels 20 BGG sei, der die Bundesrepublik als einen sozialen und

demokratischen Bundesstaat bezeichnet und damit den plebiszitär-demokratischen Charakter unterstreicht. Wintrichs — für den Juristenstand typische — Interpretation könne, wenn sie als einzige anerkannt werde, von den demokratischen und sozialen Verfassungselementen hinwegführen: „Sein Versuch, das Wesen der freiheitlichen und demokratischen Grundordnung als Schranke der Legitimität politischer Parteien zu umschreiben, hat den Kompromißcharakter dieser Formel unbeachtet gelassen und daher zu Thesen geführt, die es unternommen haben, diesen Rechtsgrundsatz durch ‚Entfaltung‘ nicht im Sinne des Kompromisses, den er darstellt, sondern im Sinne der — notwendig — nur subjektiven Wertüberzeugungen der Majorität des Gerichtes zu bestimmen.“ Man darf auf den Fortgang des Gespräches gespannt sein.

Spanien, das nach Francos Tod wieder eine Monarchie werden soll, befindet sich in heimlichem Aufstand. Wie weit das demokratische Element sich durchsetzen wird, und ob die geplante Monarchie weniger diktatorisch sein kann als die gegenwärtige Regierung, das sind unge löste Fragen. Wie in allen Umwälzungen kommt viel auf das Militär an. Treibt Spanien, wie Rußland und vielleicht sogar Frankreich einer neuen Militärdiktatur entgegen?

„Die Armee hat das Spiel Francos, sie gegen die Falange auszuspielen, satt. Bereits im Frühjahr 1956 hatten fünf der ‚Capitanes Generales‘ (Oberbefehlshaber der Militärdistrikte) von Franco in einer Petition die ‚Liberalisierung‘ des Regimes und die Zulassung einer zweiten unabhängigen Partei verlangt. Die außenpolitischen Mißerfolge, der Verlust Marokkos peitschen den Nationalismus der monarchistischen Offiziere auf. Franco goß noch Öl ins Feuer, als er am 18. Juli 1956, am zweiten Zehnjahrestag der ‚nationalen Erhebung‘ keine Konzessionen ankündete und die falangistischen Prinzipien verteidigte und am 1. Oktober, am Jahrestag seiner Ausrufung zum Staatsoberhaupt, den alle enttäuschenden Gesetzesentwurf vortrug, der die Macht der ‚Nationalen Bewegung‘ erhöhte und die Kompetenzen der Cortes weiter herabsetzte. Der ‚Nationalen Bewegung‘ sollten die Mittel in die Hand gegeben werden, eine Regierung zu stürzen. Aber selbst diese Konzessionen sind problema-

tisch, weil Franco sich die Ernennung eines vor der Bewegung verantwortlichen Regierungschefs vorbehielt und dazu noch sine die.

Darauf schlossen sich hohe Offiziere aus den Garnisonen Madrid, Sevilla, Valencia und Valladolid zu „Juntas de Acción Patriótica“ zusammen und verfaßten ein Manifest, das sie ihren Vorgesetzten und auf dem Dienstwege Franco zukommen ließen. Die Herder-Korrespondenz in Freiburg brachte im Dezember 1956 Auszüge aus diesem Manifest: „Die Auflösung unter den herrschenden Schichten der spanischen Gesellschaft ist eine sichtbare und wohlbekannte Erscheinung. Während die Intellektuellen auf der einen Seite und die Arbeiterschaft auf der anderen mehr und mehr ein soziales Bewußtsein erlangen und sich in einem gewissen Grade spontaner Einheit über private Interessen hinweg zu gruppieren versuchen, haben die herrschenden Schichten nicht einmal die wirtschaftlichen Probleme gelöst, und sie fahren fort, das Netz ihres eigenen Gefängnisses zu weben . . . Jawohl, Spanien droht ins Chaos zu stürzen, weil es im Schlepptau der Blindheit eines Mannes liegt, der zwar zu gewissen Zeiten geschichtliche Wirksamkeit entfaltete und Ruhm erlangte, der aber heute in jeder Beziehung dem Niedergang und dem ewigen Geschick aller Diktatoren geweiht ist. Die Symptome sind alarmierend: Mangel an Autorität und Prestige der Regierung; absolute Unbrauchbarkeit der Institutionen, die als Instrumente des Staates geschaffen wurden; Armut und praktisch Sklaverei der arbeitenden Schichten, die der elementarsten Freiheiten und Garantien des Christentums und des Naturrechtes beraubt sind . . . ; die latente Scheidung zwischen dem jüngeren Klerus, der sich mit dem Volk identifiziert und der Hierarchie; die Entstehung unlösbarer Probleme an den Universitäten; die Auslieferung Spaniens und seiner strategischen Gebiete an die Amerikaner im Austausch für ein biblisches Linsengericht . . . ; der apokalyptische Ton in den Reden des Staatsoberhauptes, der nur das Schlingern des Staatsschiffes widerspiegelt; die skandalöse Sittenlosigkeit gewisser Kabinettsmitglieder, die unter einem verantwortlichen Regime als gewöhnliche Kriminelle behandelt würden! die Unglaubwürdigkeit der Presse, die unter einem Regime absoluter Willkür

der verlängerte Arm der Regierung zu sein hat; ganz allgemein die Desintegration einer Diktatur, die nicht nur in ihren Einzelfaktoren, sondern in ihrem Wesen verfassungs- und naturwidrig ist . . .“

Die Erbitterung der Armee gegenüber Franco, die Ungelegenheiten, die die Christdemokraten um Herrera und Gil Robles dem Caudillo bereiten, zeugen davon, daß es nun eine Rechtsopposition gegen den Diktator gibt, die nicht müßig ist. Diese sich immer mehr ausdehnende Opposition, die bereits die Armee erfaßte, sie benutzte den Anlaß einer geringfügigen Erhöhung der Taxen für die Verkehrsmittel in Barcelona, um einen Boykott der Verkehrsmittel zu organisieren, der ausgezeichnet klappte. Eigentlich ging es hier um den Kampf gegen die Grundgesetze, die die Macht des „Nationalrates der Falange“ erhöhten. Der monarchistische Kurs und die wachsende Teuerung, die den Wert der Peseta herabdrückte und die Lohn- und Gehaltserhöhungen entwertete, sowie die Korruption, verursachten die Explosion in Barcelona . . .

Alle Bemühungen Francos, die inneren Gegensätze, die auch das Kabinett arbeitsunfähig machten, auszugleichen, nützten nichts; Anfang des Jahres platzte das Kabinett. Das neue Kabinett, in welchem acht Militärs und fünf Falangisten sitzen — unter ihnen der General Vega als Innenminister, der ausersehen ist, eventuelle Unruhen der Arbeiterschaft niederzuschlagen — besteht aus unbekannten Personen, welche aber Franco ergeben sind. Sie sollen die verfahren Situation retten. Franco berief in sein Kabinett die besten spanischen Wirtschaftler, weil er weiß, daß sein Schicksal von der Entwicklung der wirtschaftlichen Lage abhängt. Aber schon am 11. März 1957, also kurz nach der Kabinettsumbildung, erklärte der Minister Pedro Gual Villabi, der Präsident des nationalen Wirtschaftsrates in Barcelona, daß wahrscheinlich demnächst eine Abwertung der Peseta erfolgen wird. Damit hat er eine weitere Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage angekündigt, die die Zukunft der spanischen Diktatur entscheiden könnte.

Die sozialistische Arbeiterschaft ist immer noch nicht aus ihrer Passivität herausgetreten, sie hat ihre Schlagkraft noch nicht wiedergewonnen.“ (*Rote Revue*, Zürich, 4/1957.)

Harry Pross

Begegnung auf der Landstraße

„Es war einige Jahre nach Kriegsende“, sagte der junge Lehrer. „Ich war achtzehn und auf dem Heimweg von einer Italienfahrt. Zwischen der italienischen Grenze und Lugano irgendwo setzte ich mich zum Ausruhen an den Straßenrand auf meinen Tornister. Ein Auto mit französischer Nummer tauchte auf, und ich hob die Hand. Der Wagen hielt, der Schlag wurde geöffnet, ich stieg ein und setzte mich neben den Fahrer. Er war ein junger Mann, und jung waren auch der Mann und die Frau, die im Fond saßen.

Ich weiß nicht, ob sie auch vorher schon so stumm dagesessen waren — auf alle Fälle schwiegen alle drei, während wir weiterfuhren. Erst nach einer guten Weile fragte mein Nachbar: ‚Vous êtes allemand?‘ — ‚Oui, monsieur.‘ Vielleicht hatten sie mich, als ich einstieg, an meinem Militärtournister als Deutschen erkannt; vielleicht war ihre tiefsitzende Feindseligkeit gegen alles Deutsche die Ursache ihres Schweigens.

Die Atmosphäre im Wagen wurde immer sonderbarer, die Stille nahm etwas Unheimliches an. Keiner der drei redete. Der Fahrer drehte das Radio an. Einige Minuten später fragte er: ‚Sind Sie aus Nord- oder Süddeutschland?‘ — ‚Aus Südwestdeutschland‘, erwiderte ich.

Weiter. Immer noch blieben alle stumm; die beiden Leute hinter mir hatten noch kein Wort gesprochen. Ich wußte nicht, was ich von alledem halten sollte. Ich warf einen Blick auf den Mann neben mir, und da sah ich, daß er weinte. Die Tränen liefen ihm über die Wangen. Ich wandte hastig den Blick auf und schaute verlegen aus dem Fenster in die vorbeifliegende tessiner Landschaft hinaus; aber ich erfaßte nichts richtig, ich grübelte über die sonderbare Situation nach, in der ich mich da so unerwartet fand. Was ging da vor, in diesem engen Gehäuse, das auf der Landstraße nordwärts flog? Was spielten da für Dinge zwischen diesen drei Menschen — oder am Ende zwischen ihnen, diesen Unbekannten, und mir?

Das Radio fing an zu krachen und knattern, und ich machte den Fahrer darauf aufmerksam, daß das von der Starkstromleitung herkomme, die wir entlangfuhren. Er stellte den Apparat ab und warf mir dabei einen kurzen Blick zu. Es war das erste Mal, daß er mich direkt ansah, seitdem er mich einsteigen geheißen hatte. Es ging weiter.

Plötzlich verlangsamte sich die Fahrt; der Wagen fuhr an den Straßenrand und stoppte. Der Mann neben mir begann, seinen Rock auszuziehen. Ich wich ein wenig zur Seite, so daß ich mit dem halben Rücken ans Fenster lehnte, den Rücken gedeckt hatte und auch die beiden im Fond im Auge behalten konnte. Der Mann hatte den Rock auf die Lehne seines Sitzes gelegt; nun öffnete er die Manschette seines sehr feinen weißen Hemdes. Er krempelte den Ärmel hoch. Ich saß da in meiner Ecke und machte mich innerlich bereit, mich meiner Haut zu wehren; denn, gleichviel aus welchem dunklen Grund: es schien, daß ich angegriffen werden würde.

Der Fahrer hatte den Ärmel hochgestülpt. Mit einer jähen Bewegung stieß er mir den Arm vors Gesicht und fragte: „Wissen Sie, was das ist?“ — „Nein“, sagte ich. Auf dem Arm waren in blauer Farbe irgendein Zeichen und eine Nummer eintätowiert. Ich hatte noch nie so etwas gesehen.

„Ich bin Jude“, sagte der Mann, „und das ist meine Nummer aus dem Konzentrationslager“. Er wandte sich halb nach hinten um: „Der Vater dieser Frau und die Mutter dieses Mannes wurden vergast — und ich war mit ihnen zusammen und sah, wie sie zum Tode geführt wurden. Ich selbst bin ausgebrochen; ich habe einen Wächter niedergeschlagen und bin entkommen.“

Ich konnte nichts tun, als ihm zuhören und die schreckliche Nummer anstarren. Worte fand ich keine.

Während er sein Hemd wieder in Ordnung brachte und den Rock anzog, sagte der Franzose: „Wissen Sie, warum ich nach Ihrer Heimat gefragt habe? Das Bewachungspersonal im KZ bestand aus Norddeutschen. Sie verstehen, daß ich nicht gern an sie zurückdenke. Aber auf meiner Flucht fand ich in Süddeutschland Leute, die mir zu essen gaben, mich ausruhen und schlafen ließen, mich versteckten und mir sogar über die Grenze halfen. Wenn Sie Norddeutscher gewesen wären, hätte ich Sie vorhin wieder abgesetzt.“

Dann fuhren wir weiter. Ich saß da und schämte mich. Ich war ja ein Kind gewesen — damals; aber nach Kriegsende hatten wir über die grauenhaften Dinge, die geschehen waren, gelesen, und man hatte in illustrierten Blättern Bilder gesehen, schreckliche Bilder. Trotzdem war aber für mich alles etwas fern geblieben. Nun war es auf einmal da, ganz nahe und greifbar. Ich schämte mich — für uns alle, wissen Sie.“

Ja, ich wußte. Hatte ich mich nicht auch geschämt, draußen, unter fremden Völkern, während jener schlimmen, schändlichen zwölf Jahre? Es war kein Spaß gewesen, als Deutscher im Ausland zu leben und die Schmach der Heimat zu tragen. Und Scham — das ist eigentlich gar nicht das richtige Wort. Was wir da draußen fühlten, war Schuld, Schuld, die wir „für alle“ empfanden, für unser ganzes Volk, das die fürchterlichen Dinge tat.

Und auf Lebenszeit gebrandmarkt wie Vieh wandeln in vielen Ländern, unter vielen Völkern die Überlebenden, einige tausende von Millionen zur Ausrottung Bestimmter, und tragen auf ihrer Haut unauslöschlich und unvergeßbar das Mal. „Vater, Großvater“, fragen ihre Kinder und Enkel, „was ist das da auf deinem Arm?“ Es ist das Mal unserer Schande.

„Und dann?“ fragte ich.

„Von da ab“, sagte der junge Lehrer, „unterhielten wir uns ein wenig. In Lugano lud er mich noch zum Kaffee ein. Aber von jenem Halt am Straßenrand ab redeten wir nur von alltäglichen Dingen.“

Morgen am Fluß

Erzählung

Als Esthel in die Nähe der Baracken gelangte, in deren verwahrloster Gartenlandschaft sie Ando zu finden hoffte, flog über den Himmel bereits ein erstes schmales Morgenrot, zu dem dunkle Wolken sich aufbauschen. Im Blau der Fenster zerrann hier und dort der blasse Widerschein einer Lampe; von allen Dächern wehte wie Rauch die Frühe. Esthel hörte ihre Schritte hell und spitz über den Asphalt springen. Es schien ihr, als rissen sie unzählige Löcher in die Stille, als sei ihr Weg nachweisbar für jeden. Hinter einem niederen Holzverschlag blieb sie stehen und lauschte. Über ihr flog ein Vogel auf. Seine dunklen Rufe umkreisten lange die Dächer, bis sie schließlich zum nahen Wald hin aufhoben und entschwanden.

Als sie die Straße überquerte, erkannte sie im Lichtkreis einer Laterne eine fremde, hohe Gestalt, die sie unverwandt anblickte, und die, als sie näher kam, aus ihrer reglosen Haltung zurück trat und mit leisen Schritten an ihr vorüber eilte. Der Mann hob die Hand wie zum Gruß. Sogleich fühlte sie sich erkannt und wollte rufen, doch er bog schon in einen Seitenweg ein und tauchte im Grau der Häuser unter. Über der Stadt zog jetzt ein mattes Leuchten auf. Der Wind schüttelte den Bäumen Tau aus den Ästen. Fern und reglos wie Eis sah sie zwischen den Stämmen den Fluß vorüber schimmern, den Fluß, von dem die dunklen, langgezogenen Rufe des Nachts bis in die verstaubten, lärmenden Gartendünen vorstießen, hinter denen das Haus ihrer Wirtin lag, hager und verschlafen wie ein riesiges Vogelskelett.

Immer, wenn die Wirtin über den Gang schlurfte, horchte Esthel in ihrem Zimmer auf das kleine, schnarrende Geräusch des linken Fußes, der etwas nachschleifte, dieses Geräusch, das sie ebenso haßte wie die filzigen, allzu zierlichen Pantoffel, die unter der breiten, weiterrockten Gestalt leise die Pelzknöpfe wippen ließen. Es begann, indem es aufgeregt auf und ab hastete jedesmal zwischen Fenster und Tür des gegenüber liegenden Raumes. Dann verstummte es vor dem heimlich bröckelnden Klinken der Tür, die jäh aufsprang und in den Angeln schwang, bis das Schweigen wieder ängstlich wartend bereit stand und sich vorsichtig vom Gang bis zur Treppe tastete. Esthel wußte, daß in diesem Augenblick irr die Schelle aufsurren und Frau Barrott überrascht und ärgerlich ausrufen würde: mein Gott, wer kommt denn nun schon wieder.

Manchmal, wenn der Himmel wie ein schlafendes Raubtier vor ihrem Fenster lag, dessen Atem Türme heran trug, abgetragene Treppen und müde gewohnte Häusergruppen, ein Gerüst aus Beton und Stein an das andere rückte und mit Stimmen überlud, die die Sommernacht schwer wie Ungewohntes schallen ließ, schloß sie die Augen und vertauschte das Bild. Dann blieb aus allem nur der Fluß zurück, Schiffe, die vorüber wechselten und das andere, nachtgetarnte Ufer, nur Ufer.

Allmählich glättete der aufsteigende Tag die Wolken. Eine blasse Schieferwand, hob sich der Horizont ins Licht. Die Rhythmen schriller Radiomusik trugen die morgentliche Trauer weit in die Stille hinaus. Im gegenüberliegenden Haus wurde eine Tür aufgestoßen, ein Mädchen kam auf Esthel zu und wandte ihr ein Gesicht voller Heiterkeit entgegen. Es grüßte kurz, indem es das helle Haar leicht zur Seite schwenkte. In diesem Augenblick war es Esthel, als tauche sie unter in eine dunkle Kulissenwand, von der sich die Stadt abhob wie ein helles Tor. Die Menschen, die darunter versammelt waren, hoben die Hände zur Geste des Abschieds über sie hin.

Eine tiefe Beunruhigung befiehlt sie. „Mein Brief ist zu spät gekommen... gewiß, ich hätte mich früher entschließen müssen, Ando... aber am Telefon... das war nicht deine Stimme, die sagte... morgen um 5 am letzten Haus vor dem Fluß... es ist alles vorbereitet... ja so war es... du sagtest, es wird gelingen, Esthel... bald sind wir frei... aber ich wußte nicht, ob ich es tun könnte... und nun... das war nicht deine Stimme... jemand hat uns verraten, Ando... Frau Barrott vielleicht... oder... oder du bist schon unten am Fluß und wartest auf mich...“

Ein dumpfes Dröhnen, das sich über den Wald hin ausbreitete und dessen unregelmäßig sich wiederholende Donnerschläge irgendwo im Dickicht aufschlugen und verstummten, ließ ein Fenster nach dem anderen aufspringen, Stimmen und Schritte erschreckt durcheinander wirbeln und stieß von allen Häusern den Schlaf, als habe ein jäher Windstoß es hinweg getragen, das große, unsichtbare Dach blinden Vertrauens.

Esthel lief dem Fluß zu, noch bevor sich auf der Straße die Leute versammelt hatten und einander die Reden entgegen hielten, als ginge es um



PAUL FLORA: NAPOLEON IM GALOPP

Recht oder Unrecht, indes das Gericht doch ausblieb und, wer sich schuldig fühlte, den Freibrief vertauschte, der sie alle betrog. Sie fühlte Blicke des Zweifels und des Argwohns ihr nachstieren und wußte, daß keiner seine eigene Hoffnung aufrufen und ihr nachspüren würde.

Aste, die ihr Gesicht streiften, waren noch feucht vom Regen. Ein Schwarm von Vögeln stieb vor ihr in die Luft und schwirrte als Wolke an ihr vorüber. Einmal fiel sie über einen Stein, der noch grün war von der letzten Überschwemmung. Rund um ihn her waren Spuren in den Sand gepreßt, die flache Kurve eines Bootes, das hier gelegen haben mußte, vom Aufschlagen der Ruder noch die Einbuchtung des Schafts und mitten hindurch laufend die wie im Sprung aufgesetzten Druckstellen vieler vorübergeeilter Füße.

Erst als sie den Strand erreicht hatte, sah sie, was sich ereignete. Mitten auf dem Fluß trieb ein kleines, dunkel gefärbtes Boot, das, von der Strömung immer wieder seitabwärts gedrängt, mit schnellen Ruderschlägen dem anderen Ufer zustrebte. Ein zweites Boot löste sich aus dem Schatten eines Weidenstrauchs und durchteilte unter dem unerbittlichen Surren des Motors die Wellen vor sich zu einer Straße, die, je näher es dem ersten kam, zurück führte bis unter den alten Baum, eine Fährte, sicher wie das Vogelkreisen am Himmel. Zugleich erkannte Esthel, daß es Ando war, der, dem Ufer schon nah, verzweifelt seinen Verfolgern einen Vorsprung abzurufen suchte, während rings um ihn auf das Wasser die Schüsse schlugen.

Jetzt richtete er sich im Boot auf und beschrieb eine abweisende Bewegung zu ihr hin. Sogleich stürzte ein lang anhaltendes Grollen über ihn, in dem er einen Augenblick lang zu schwanken schien. Dann zwang er sein Boot in eine überstürzte Wendung nach rechts und sprang, noch bevor ihn die anderen erreichen konnten. Der Kahn legte sich langsam zur Seite und trieb stromabwärts.

Als Esthel Ando bei Namen rief, legte sich ihr eine Hand auf die Schulter. Sie wußte, es war der Mann, der sie unter der Laterne beobachtet hatte. Nun konnte sie sein Gesicht sehen, den engen, scharfäugigen Blick, den Mund, der weder Lächeln noch Erbitterung zur Schau trug, die Stirn, die den Augen weder Grausamkeit noch Güte aufzwang. Ein leeres, unbeteiligtes Gesicht. Vergeblich suchte sie darin das Böse, das sie sich so oft vorgehalten hatte als Spiegel der Zufälligkeiten und des Todes.

Über ihnen schwärzte sie weiter, die offene Wunde des Himmels und trug es allen zur Schau. Das Böse, das war der Zauber der sich wie goldene Sonnenschirme neigenden Kastanienalleen, war der Schlaf, der darunter einherging, war das Vergessen im Schlaf, das er dem Morgen zurück ließ. „Sie sind verhaftet“, sagte der Mann.

Der Rattenprinz

Erzählung

„Perts“, sagte der Mann vor der Tür traurig und nahm seinen Hut ab. Ich sah, Vater bekam einen Schreck; sicher dachte er, Herr Perts wäre Vertreter für eine Sterbekasse; denn so sah er aus mit seinem hohen Kragen, dem schwarzen Anzug, dem pomadigen Scheitel und der tipptoppen Chaplinmelone. Aber Herr Perts wollte uns nicht versichern, Herr Perts wollte entwanzen; er war der Kammerjäger, derselbe, dem Frieda, weil Vater zu feige gewesen war, um ihn selbst anzurufen, neulich Bescheid gesagt hatte.

Auch jetzt merkte man Vater an, wie unangenehm ihm das Ganze war. Herr Perts möchte doch reinkommen, sagte er und räusperte sich, und Herr Perts war so frei und kam rein. Wirklich, sagte Vater und ließ Herrn Perts ins Wohnzimmer eintreten, es wäre ihm wahnsinnig peinlich. Herr Perts nickte zustimmend. „Dabei haben wir sie gar nicht selber“, sagte Vater, „sie sind von unten gekommen, von — von Schälers“. Ob er sich setzen dürfe, fragte Herr Perts. „Aber bitte sehr“, sagte Vater. Herr Perts war so frei. Er zog seine Wildlederhandschuhe aus und sagte, man müsse jetzt aber auch nicht in den Fehler verfallen, zu glauben, Wanzen (Vater zuckte zusammen), Wanzen zu haben sei Selbstverschulden. Er kenne, sagte Herr Perts, da einen Herrn, General a. D. übrigens, also einen durch und durch honorigen Mann, der sei buchstäblich in Tränen ausgebrochen, als er diese Tiere bei sich entdeckt habe. Und wie gesagt: sauber, der alte Herr, bis ans Herz hinan.

„Na ja“, sagte Vater; „aber schließlich: Wanzen sind Wanzen.“ „Sagen Sie das nicht“, sagte Herr Perts und hob einschränkend die weißlichen Hände, ihm seien Fälle bekannt, wo man direkt von so etwas wie einer individuellen Charakterbildung bei Wanzen sprechen könne. „Sie meinen: Instinkt“, sagte Vater überlegen. „Bedaure: Charakter“, sagte Herr Perts. „Ach“, machte Vater. „Ja“, sagte Herr Perts.

„Und Mäuse“, sagte Vater schwach, „die bekämpfen Sie doch sicher auch, oder —?“ „Nicht nur Mäuse“, sagte Herr Perts und blies sorgfältig ein Stäubchen von seiner Melone: „auch Ratten“. „Ratten“ —? fragte Vater. „Ja“, nickte Herr Perts. „Passen Sie auf“, sagte er, „folgende merkwürdige Begebenheit. Es soll ein Getreidesilo vergast werden, so eine Art“ — „Bitte“, fragte Vater dazwischen, „ver-was bitte?“ „Vergast“, sagte Herr Perts. „Wenn es viele sind, nimmt man nicht Gift sondern Gas.“ Vater befeuchtete sich die Lippen. Aha, machte er. „Es wirkt nicht nur prompter“, fuhr Herr Perts fort, „es ist auch rentabler. Doch zurück zu dem Silo. Ich glaube, ich habe sehr sorgfältig gearbeitet; es war alles tadelloß abgedichtet. Um ganz sicher zu gehen, hatte ich die Fenster verhängen lassen, es fiel nur ein schwacher Lichtschein herein. Ich setzte also meine Gasmaske auf und“ — „Nochmal“, sagte Vater, „Sie setzten“ — „Ach so“, sagte Herr Perts. „Sehn Sie, das ist so: Um sich von der Wirkung des Gases zu überzeugen und um zu prüfen, ob

die abgelassene Dosis auch stark genug ist, bleibt man am besten mit drin. Die Ratten haben nämlich die Eigenschaft, wenn sie Gas riechen — es riecht übrigens gar nicht so unangenehm — aus ihren Löchern zu kommen.“

„Interessant“, sagte Vater. Ich sah ihn an, er schluckte. Herr Perts nickte bejahend. „Nicht wahr? Übrigens ein tolles Bild. Sie glauben ja nicht, wieviele Ratten in so einem Silo hausen: hunderte. Doch lassen Sie mich meinen Faden nicht verlieren. Ich setzte also meine Gasmaske auf, ging zu den Flaschen hin — Sie wissen: diese eisernen, knapp mannshohen — und drehte die Ventile auf. Dann lehnte ich mich an die Wand und wartete. Es dauerte auch gar nicht lange, da tauchten die ersten schon auf. Nun dürfen Sie aber nicht etwa glauben, daß das Gift schlagartig wirkt; dazu ist die Mischung zu schwach. Es breitet sich erst einmal lediglich aus. Und zwar dicht über dem Fußboden; weshalb es sich auch empfiehlt, vorher alle mehr als meterhohen Gegenstände aus dem Raum zu entfernen.“

Vater schien das einzuleuchten, er nickte. „Allmählich allerdings“, fuhr Herr Perts fort, „beginnt das Gas dann zu wirken. Das heißt, es stellen sich bei den Tieren gewisse Ermattungserscheinungen ein. Ihre Bewegungen werden träger, fast möchte ich sagen: sinnlicher, sie drängen sich zusammen; sie wollen jetzt nicht allein sein. Nicht, daß sie Angst hätten“, sagte Herr Perts, „sie wissen ja nicht, was passiert. Sie haben lediglich das Bedürfnis, sich aneinander zu schmiegen. Nun, und dann sehen Sie, wie es so nach und nach beginnt. Erst fängt da eine zu zittern an, dann legt sich plötzlich dort eine auf die Seite, und auf einmal“ — „Ich glaube“, sagte Vater, „Sie sind jetzt ein bißchen von Ihrer Geschichte abgekommen.“ „Ach so, ja —“. Herr Perts legte einen Augenblick lang seinen Zeigefinger an die Nase. „Richtig“, sagte er dann: „der Rattenprinz.“

„Rattenprinz —?“ fragte Vater. Ja, nickte Herr Perts. „Passen Sie auf. Inzwischen wimmelten also vielleicht so an fünfhundert Ratten um mich herum, Nun, ich hatte meinen Schutzanzug an, es konnte mir also nichts passieren. Plötzlich sehe ich aus einem etwas entfernteren Winkel des Silos einen merkwürdigen Lichtschein, das heißt, eigentlich mehr einen winzigen, rätselhaft phosphoreszierenden Lichtfleck, der sich, zentimeterhoch über der Erde, langsam zur Mitte des Raumes hin bewegte. Leider waren die Klarscheiben meiner Maske nicht ganz intakt; sie beschlugen, so daß ich erst relativ spät sah, um was es sich handelte.“

Herr Perts legte eine Pause ein, während der er sich angelegentlich seine Fingernägel betrachtete. „Nämlich —?“ fragte Vater. „Es war der Rattenprinz“, sagte Herr Perts. „Sie trugen ihn auf ihrem Rücken; er wurde von einem Meer von Rattenrücken getragen, ich habe so etwas noch nicht gesehen. Und ungefähr in der Mitte des Raums schoben sich die sterbenden Ratten jetzt zu einer riesigen, etwa meterhohen Pyramide zusammen. Es kroch immer eine unter die andere, so daß der Rattenprinz schließlich ganz oben auf lag.“

Vater war sehr erregt: „Und dieser Lichtschein um ihn?!“ Herr Perts hob vage die weißen Hände. „Ich kann ihn mir heute noch nicht erklären. Als ich das Gefühl hatte, die Gasdecke müsse jetzt etwa einen Meter hoch stehen, erlosch er plötzlich.“ „Natürlich“, sagte Vater heftig, „er lag ja zu oberst, jetzt hatte es ihn eben auch erwischt; als der Lichtschein erlosch, da war er gestorben.“ „Richtig“, sagte Herr Herts, „genau so sehe ich es auch. Ich ging

übrigens gleich hin, um wenigstens noch seinen Kadaver herauszufinden; aber es war unmöglich, eine war so grau wie die andere. Übrigens — würden Sie mir mal bitte sagen, wie spät es jetzt ist?“

Vater sah nach. „Gleich fünf“, sagte er. „Lieber Himmel“, sagte Herr Perts, „diese Zeit —!“ Vater war plötzlich ganz aufgekratzt. „Nicht wahr“, sagte er, „es ist jetzt *doch* zu spät, um noch“ — Herr Perts erhob sich; er fürchte, ja. Er begann sich seine Wildlederhandschuhe anzuziehen. Es dämmere ja schon, und bei dieser diffizilen Arbeit sei Tageslicht einfach unerlässlich. „Natürlich“, sagte Vater zuvorkommend, „selbstverständlich“. Vater, sagte Herr Perts, könne ihn dann ja anrufen, wenn er wünsche, daß es gemacht werde, er stehe jederzeit zur Verfügung. „Sehr liebenswürdig“, sagte Vater, er werde bestimmt bald Gebrauch davon machen. Er öffnete Herrn Perts die Tür, und Herr Perts war so frei und trat auf den Flur. Vater klinkte die Flurtüre auf, sie verbeugten sich, und ich machte auch einen Diener, und dann setzte Herr Perts seinen Hut auf, und wir hörten, wie er die Treppe hinabging.

Vater fuhr sich über die Stirn. „Großer Gott, sagte er, „hast du seine Augen gesehen?“ „Seine Augen?“ fragte ich. „Ja“, sagte Vater, „seine Augen.“ Ich wollte gerade: Was war denn mit denen? fragen, da hörten wir Marschmusik draußen. Wir gingen auf den Balkon, und da merkten wir, die Marschmusik kam aus einem Lautsprecher, der auf das Dach eines Privatautos aufmontiert war. Jetzt brach die Musik mittendrin ab, und während der Wagen langsam weiterfuhr, sagte durch den Lautsprecher eine traurige Stimme: Macht euch das Ungeziefer Schmerz, / zögert nicht, faßt euch ein Herz: / Kommt zu Kammerjäger Perts!

KINDERZIMMER

Keine Ordnung stört das Zimmer
und ein alter Schöpfungshauch
geistert durch Staniol-Geflimmer,
spielt um einen alten Schlauch.

Bausteinkasten und ein alter,
ausgefranter Teddybär.
Durch das Fenster fliegt ein Falter
und der Wind jagt hinterher.

Puppenwagen. Die Gardine
bauscht sich leicht im Sommerwind.
Autoteile, Silberschiene.
Leer das schmale Spind.

Staub liegt auf dem Kaufmannsladen.
Spiel nur weiter, Sommerwind.
Klatschmohn, Weizen, Korn und Raden
sagt, wo ist mein Kind?

Jochen Hoffbauer

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Der Sohn des Generals

Fritz v. Unruh verwirklicht im „Roman“ *„Der Sohn des Generals“* (Nürnberg, Verlag Hans Carl. 636 S. DM 18,50) einen langgehegten Plan: das Leben eines Dramatikers dramatisch zu gestalten als Symbol des Dramas unserer Zeit. Ein Lebensroman entstand so, an dem aber das Wesentliche echt und wahrheitsgetreu geschildert ist, wie ein Zeit- und Leidensgenosse des Dichters leicht nachprüfen und bestätigen kann. Romanhaft ist nur die dichterische Einkleidung als Schau der Vergangenheit in einer Vision von heute, die aber Unruh oft genug in unruhvollen Nächten wirklich durchlitten haben mag. Das Hauptanliegen des Buches, die Symbolik der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft, ist nicht romanhaft und vom Dichter auch nur leicht angedeutet, weil sie sich für den vorurteilsfreien Leser und selbst für den Enkel der Generation Unruhs aus der unerhört spannenden Schilderung unserer aller Vergangenheit als zwingende Folgerung von selbst ergibt.

Uhle, so nennt der Dichter den Held des „Romans“, begegnet im Flugzeug nach Berlin, wo er in der verwüsteten ehemaligen Reichshauptstadt eine Rede über die „Brüderlichkeit“ halten soll, einem alten Bekannten, den auch wir aus Unruhs Werken schon kennen: dem Versucher und Gegenspieler Ivan Schleich. Der will von Brüderlichkeit nichts wissen, auch nicht von einer Biographie, von der U. erzählt; er möchte einen aktuellen Film drehen über den „Raumsatelliten“ und U. dazu als Drehbuchautor gewinnen, besonders für die Rolle eines Girl, mit dessen Foto in voller Nacktheit er U. versucht. „Quasseln“ Sie nicht über Brüderlichkeit und Biographie. Nein, es gibt „nur eine Biographie, die vielleicht ebenso interessant und sensationell sein könnte wie solch eine Fahrt zum Mond’ rauf — die Biographie unseres Phallus, das wäre noch was Interessantes auf diesem Planeten“. Mit 5 000 Dollar will Schleich den verarmten Dichter ködern, der von den Nazi ausgeplündert, von Bonn anstatt Wiedergutmachung nur Hohn und Drohung durch die SS empfangen hat. Aber in Uhle wird, angeregt durch diese und frühere Begegnungen mit Schleich, die Vergangenheit wieder lebendig, er schaut in den Schatten und Kreisen, die das Flugzeug auf das Wolkenmeer zeichnet, den „Unbekannten Soldaten“ von Verdun, den wir gleichfalls aus Unruhs Dichtung kennen und der ihn damals in der Hölle des Trommelfeuers bei dem zerschossenen Holzkruzifixus zugerufen hatte: „Bruder! Warum verfolgst du mich?“ Jetzt winkt er U. als Mahner und Wegbereiter einer neuen Brüderlichkeit, fordert aber zuerst: „das Entsetzlichste zu sehen, ehe du das Herrlichste schauen darfst“; zuerst das vergangene Leben schauen, aus dessen Qualen und Martern sich dann das neue Leben erheben soll als Sinn und Erfüllung der Vergangenheit. Nur mit größtem „Widerwillen“, der ihn schon dem Psychoanalytiker gegenüber gehindert hatte, sein Inneres preiszugeben, bringt U. den Mut auf, dem „Wolkensoldaten“ draußen vor dem Flugzeug zu folgen, auf dem visionären Gang durch die entsetzliche Vergangenheit, die aber für uns ein spannendes Drama ist, in dem wir uns selbst erkennen.

Uhle schaut sich als fünfjährigen Knaben in Berlin, wie er sich „von lauter schwefelgelben Kreisen merkwürdig umkreist“ sah. Er war ein träumerisches Kind, voll tiefsinniger Fragen: „Fräulein — warum bin ich geboren?“ Die Antwort war eine Ohrfeige. Bei der Geburt war er schon „für tot erklärt“ worden und wurde nur mit Mühe zum Leben erweckt. Er wuchs auf unter zahlreichen Geschwistern in einer preußischen Offiziersfamilie; aber nur der Vater war ein Preuße, ein protestantischer Gardeoffizier, die Mutter eine katholische „Badenserin“ aus dem Schwarzwald; nach dem „Ehekontrakt“ wurden die Söhne evangelisch, die Töchter katholisch getauft, was zu Spannungen in der Familie und in den Kindern selbst führte. Schon früh kam der Knabe für 11 lange Jahre ins preußische Kadettenkorps, zuerst nach Plön, wo bereits sein älterer Bruder Magnus war, der aber mit dem Jüngeren wenig harmonierte. Einsam und verlassen fühlte er sich von Anfang an unglücklich als Kadett, aber der Vater hatte ihn eigens dazu bestimmt, damit das begabte Kind nicht in den gleichen Zwiespalt der Seele geriet wie er selbst, der General, dessen Lieblingsbeschäftigung neben dem Dienst das Cellospiel war. Deshalb verbot der Vater auch vorsorglich die Beteiligung des Sohnes am Musikunterricht, nur zeichnen und malen durfte er gelegentlich, was ihm viel später im amerikanischen Exil zu gute kam und ihm sogar zeitweise dort die Existenz sicherte.

Kadett „U 2“, wie er als Nr. 175 in Plön registriert war, erlebte ein Martyrium in dieser introvertierten männergeistigen Atmosphäre. Man erzog die unschuldigen Kinder zu „Gehordpuppen“, zu seelenlosen Marionetten, zu „Hampelmännern an der Strippe satanischer Finger“, zu „Seelenkrüppeln“, die bedenkenlos jeden Befehl, auch den verbrecherischen ausführten. Und dieser Kadavergehorsam wurde den Kindern buchstäblich eingebläut, nicht nur von den Vorgesetzten, sondern auch gerade von den eigenen Kameraden, die sich nicht früh genug in der Rolle von Stubenältesten als sadistische „Erzieher“ ihrer jüngeren Mitschüler durch Erzwingung unsinnigster Befehle hervortun konnten. Mehr als einmal dachte U. an Selbstmord, wie er auch den Selbstmord eines Kameraden miterleben mußte. Als die Mutter in den ersten Ferien dem Vater berichtete, daß der kleine Kadett „die Fingerspitzen an beiden Händen völlig vereitert hatte, weil ihm der Stubenälteste täglich mit einem schwarzen Kantel darauf herumgeschlagen hatte“, antwortete der Vater: „Das haben wir alle durchgemacht — das Leben ist hart“. Und als U 2 nach Rückkehr aus den Ferien abends im Bett vor Heimweh schluchzte, ließ ihn der Aufsichts-Offizier die ganze Nacht im Dienstanzug neben dem Bett strammstehen. Durchprügeln der ganzen Stube mit der umgedrehten Klopffeitsche gehörte zu den täglichen Quälereien. Besondere Martern waren das Heraushängen der Kadetten an den Beinen kopfüber aus den Fenstern oder die „Klassenkeile“, das Spießrutenlaufen, deren Folgen als blutige Striemen noch nach Wochen von der entsetzten Mutter in den Weihnachtsferien entdeckt wurden. Wahrlich die Torturen der Gestapo waren nicht die Erfindung entmenschter Einzelgänger, sie waren Tradition im System des Militarismus: schon die jungen Kameraden unter sich „erzogen“ sich dazu; kein Wunder, wenn sie später als Generale eines Verbrecher-Narren sich bedenkenlos gegenseitig umbrachten, wie nach dem 20. Juli 1944: Befehl war Befehl, das war ihnen schon als Kadetten eingebläut! Als „Dämon“, der be-

kämpft werden mußte, galt die „eigne Einsicht“; „heilige Pflicht“ dagegen war, immer der „höheren“ Einsicht der Vorgesetzten zu folgen. Man sage nicht, daß dies übertriebene Ressentiments gegen den preußischen Militarismus sind.

Im Kadettenkorps wurden aber nicht nur die jungen Körper gequält, auch die Seelen wurden gemartert durch die Perversionen einer seelenmordenden Männergeistigkeit. Willst du mein „Schuß“ werden? — so begrüßte ein älterer Kadett einen Neuling, wenn er ein schöner Knabe war: „sei um dreivierteil neun auf der Latrine“. Auch U 2 war diesem Seelenkonflikt preisgegeben. „Das Gute raunte deutlich: ‚Geh nicht!‘ Das Böse flüsterte ebenso deutlich: ‚Gehe!‘“ U. widerstand, er wußte ja noch gar nicht, was hier eigentlich von ihm begehrt wurde, als später der Prinzenerzieher, Major G., ihn unzünftig an sich preßte. Aber Uhle, „von dieser Erinnerung wie zerschlagen . . . machte sich klar, zu welcher Marter sich dieser klare Widerstand des Kadetten gegen solch unnatürliches Begehren in seinem Leben ausgewachsen hatte.“ „Entstand nicht aus dieser auch Stefan Georgeschen Weltauffassung schließlich die Hitler-Jugend? Und das ‚Führeridol?‘“ Kein Wunder, daß der geängstigste Kadett in diesem Sumpf der männergeistigen Mono-Sexualität begierig sich von einem Mitreisenden auf einer Ferienfahrt belehren ließ: nach dem hebräischen Text heiße es in den ersten Worten der Bibel gar nicht „der Geist Gottes schwebte über den Wassern“, sondern die „Geistin“. Das weibliche Prinzip sei damit betont: „die männliche Sexualität“ dagegen sei „die Wurzel der Übel“. „Mit bloßen Füßen über das glühende Eisen der männlichen Sexualität zu schreiten“, sei die Aufgabe einer heiligen Seele — so las er später in einem von der Kaiserin ihm geschenkten Buch.

Einen breiten Raum nehmen die religiösen Zweifel ein, die den jungen U. bewegten. Er wird protestantisch erzogen, aber in den Ferien bei den katholischen Tanten in Freiburg kniet er im Münster vor der Madonna und ruft sie öfter in seinen Nöten an. Doch nun soll er evangelisch „eingesegnet“ werden, zusammen mit seiner ältesten Schwester Klara, die katholisch getauft, den Glauben des Vaters annehmen will, weil sie vor allem das Dogma der „unbefleckten Empfängnis“ nicht mehr anerkennen kann. Typisch diese Zweifel für den preußischen Norden, sie werden objektiv und dramatisch geschildert. Aber sie beruhen auf Mißverständnissen: es handelt sich gar nicht um die angeblich unbefleckte Empfängnis Christi, sondern um das einzigartige Privileg seiner Mutter, die seit ihrer Empfängnis von der Erbsünde unberührt blieb; das hat mit irgendwelchen geschlechtlichen Vorgängen nicht das geringste zu tun, also darf aus dem Dogma der „unbefleckten Empfängnis“ auch nicht geschlossen werden, daß dann die Empfängnis der sterblichen Menschen als eine „Befleckung“ anzusehen ist — wogegen man sich damals im Hause U. (von einer falschen Voraussetzung ausgehend) ganz mit Recht wehrte. Doch es wurden auch Stimmen laut, die Gott überhaupt leugneten. Der ältere Bruder Magnus und sein Freundeskreis äußerten zur weihnachtlichen „Julseier“, wie sie sie nannten, schon insgeheim Naziparolen, wie sie später öffentlich gegen das Christentum ausgesprochen wurden: „Diese Gottesidee aus der Pastorenbibel ist mit jeder wirklichen germanischen Gottesidee unvereinbar“. War da die vom Vater oft betonte „seit Luther errungene Geistesfreiheit“ in falsche Richtung gegangen?

Das Buch schließt mit einer Verheißung: U 2 wird zum Mitschüler des Kaisersohnes, Prinzen Oskar, ernannt, und Uhle verrät bereits, daß diese Ernennung zum prinzlichen „Prügelknaben“ „den Kadetten damals eigentlich ins Unglück geführt hatte“. Werden wir darüber in einer Fortsetzung des Romans Näheres hören? Wird sich der liebenswerte Kadett bewähren und zur Harmonie seiner Seelenkonflikte kommen, unter Führung des „Unbekannten Soldaten“ von Verdun, dem einst der „Friedensschwur“ einer „neuen Liebe“ gegeben wurde: ist der „Eid erfüllt“ worden? „Waren wir getreu?“

Egon v. Petersdorff

Rudolf Borchardts Gedichte

Im Rahmen der schönen und verdienstvollen Gesamtausgabe der Werke *Rudolf Borchardts* erschien soeben als dritter Band die Ausgabe der „*Gedichte*“ (Stuttgart 1957, Ernst Klett. 590 S. DM 28,—). Wer mit Rudolf Borchardts Werk auch nur umrißweise vertraut ist, weiß, welche Reichtümer dieser Band umschließt, war doch Borchardt ein Meister der Form und der Formen. Seine Fähigkeit, die Sprache in immer neue Formen zu bannen, war unerschöpflich, es war ihm gegeben mit einer herrscherlichen Kraft über die Formen zu gebieten. Aber wenn Borchardt nur ein Meister der Formen gewesen wäre, hätte sein Werk nicht durch die Jahrzehnte bestehen und nicht auf die besten Zeitgenossen in *der* Weise wirken können wie das tatsächlich geschehen ist. Hinter den Formen verbirgt sich ein Reichtum an Welterfahrung und ererbtem Weltwissen. Zunächst war es naturgemäß nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Kennern und Freunden der Dichtung, die sich bewußt waren, was Borchardt mit seiner Lyrik dem deutschen Schrifttum geschenkt hat. Es ist zu hoffen und vor allem zu wünschen, diese Gesamtausgabe werde dazu beitragen, die Lyrik Borchardts wieder ins Bewußtsein der Zeitgenossen zu bringen. Es bedarf, das ist kein Zweifel, einer entschlossenen Hingabe, um in die innerste Mitte dieses Werkes einzudringen. Diese Mühe der Hingabe aber wird in jedem Falle reich belohnt werden. Der Leser wird nicht nur immer neuen sprachlichen Kostbarkeiten begegnen, er wird auch auf einen Menschen treffen, der sich in diesen Dichtungen ausspricht. Diesen Menschen zu finden, fällt nicht immer leicht. Borchardts Dichtung ist nicht wie die Goethes „eine große Confession“, sie ist, worauf Rudolf Alexander Schröder in seinem schönen Geleitwort hinweist, weit eher der Dichtung

Schillers verwandt. Das Bekenntnis, das dieser Dichter auf seine eigene Weise gibt, ist verborgen hinter der Form. Zwischen dem Dichter und seinem Werk besteht eine gewisse, stets fühlbare Distanz. Die Gedichte Borchardts sind von seiner Person getrennt. Er ist, um mit Schiller zu sprechen, kein naiver, sondern ein sentimentalischer Dichter. Man spürt hinter all diesen Dichtungen den Willen zum Wort, zur Form, zur Gestalt. Ein anderer Zug dieser Lyrik liegt in der Art, wie in ihr Welt gebildet und Welt bewahrt wird. Für Borchardt ist der Dichter der Bewahrer, aber die Form seines Bewahrens heißt Schaffen, Gestalten, heißt dem Augenblick im Kunstgebilde Dauer verleihen. Von der Form her gesehen finden wir in diesem Bande scheinbar alle Formen von den Versen strenger Metrik bis zu den freien Rhythmen und vom Volkslied bis zur Elegie. Betrachtet man die Lyrik Borchardts vom Gehalt her, so finden wir auch da alle Gehalte wieder. Vom Gelegenheitsgedicht, das durch Borchardts Gestaltung zum Kunstwerk hohen Ranges erhoben wird bis zum großen Weltstoff wie er in den Poetischen Erzählungen uns entgegen tritt, finden wir die ganze reiche Welt, die dieser erfahrene und belesene Mann in sich trug. Die Gebärde Borchardts, seine Weiträumigkeit, das Nicht-enden-können, der mächtige Schwung der Rede, das genial-großartige Spiel mit den Formen, die Leichtigkeit wie er Vers an Vers und Strophe an Strophe fügt, wie er über viele Seiten hin sich vom Schwung der Rede tragen läßt, all das finden wir in diesen Gedichten wieder. Der souveräne Redner, den wir aus der Prosa der Reden kennen, er tritt uns auch in diesen Gedichten an vielen Stellen wieder entgegen, und hier vermochte das Lyrische nicht immer vor dem Rhetorischen standzuhalten. Damit ist der Punkt berührt, wo

man zu dem nicht selten erhobenen Vorwurf Stellung nehmen muß: Borchardt sei ein rhetorischer Dichter. Es wäre falsch, wollte man übersehen, daß Borchardt da und dort der Rhetorik verfallen ist, es wäre ebenso falsch, Borchardts Lyrik deshalb als Ganzes abzulehnen, ihn einen Bildungsdichter zu nennen oder einen leeren Verskünstler. Borchardts Rang als Dichter wird durch diese seine Eigenart nicht beeinträchtigt.

Was Borchardt völlig fremd ist, ist der Hang oder die Neigung zum Experiment. Für ihn gilt nur das Gestaltete, nur das was völlig Form geworden ist. Das schließt nicht aus, daß er selbst immer wieder nach neuen Formen gesucht und oft genug kühne Formen geschaffen hat. Alle diese Formen sind Ausdruck seines reichen Wesens, seiner stark vom Willen her bestimmten Natur. Wir haben schon bei früheren Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß diese Natur vielgestaltig und nicht ohne Widersprüche war, in diesen Gedichten tritt sie unmittelbar zutage. Ihr in ihren mannigfaltigen Verwandlungen zu folgen, bedeutet ein wahrhaft beglückendes Erleben oft auch ein ästhetisches Abenteuer eigener Art. Aufs Ganze sehend ist für uns in diesem Bande eine der großartigsten lyrischen Lebensleistungen dieser Epoche sichtbar geworden. Man wird sich mit diesem Werk auseinandersetzen müssen und wir möchten glauben, daß die Lyrik Borchardts erst jetzt, nachdem sie in würdiger Form vorliegt, erkannt werden wird. Daß ihre Wirkung erst beginnt, scheint uns wahrscheinlich. *Otto Heuschele*

Tod am Nachmittag

Der „*Tod am Nachmittag*“ (Hamburg 1957, Rowohlt. Aus dem Amerikanischen von Annemarie Horschitz-Horst. 312 S. 64 Bildtafeln mit 81 Abbildungen. DM 26,—) gehört zu den frühen Büchern *Hemingways* (1932) und ist ein sehr gutes Buch, obwohl es sich hier nicht um einen Roman handelt sondern — wie „Die grünen Hügel Afrikas“ — um eine Reportage, die zeitgebunden ist, was die Facts angeht, aber über das Aktuelle hinaus seine ethische und literarische Bedeutung darin hat, daß Hemingway auf Grund seiner Beobachtungen Grundstrukturen der menschlichen Natur und des menschlichen Verhaltens festzulegen und hervorgerufene Empfindungen durch die Genauigkeit der Beschreibung zu bestimmen vermag. „*Tod am Nachmittag*“

ist eine ausführliche (manchmal zu ausführliche) Abhandlung über den spanischen Stierkampf zu Anfang der dreißiger Jahre. Es ist heute manches anders in Spanien, was die Stiere und die Matadore anbelangt, auch die Kunst des Stierkampfes, das Ritual, ist heute mehr zu routinemäßiger Kunstfertigkeit geworden denn damals, als zwei entscheidende Stile der *corrida* sich trafen und die Dekadenz dieser Kunst auf ihrem schöpferischen Höhepunkt angelangt war. Dennoch kann jeder, der dieses Buch als Baedeker für den Stierkampf benutzen und daraus über die wesentlichen Gesichtspunkte dieser Kunst etwas lernen will, getrost zu diesem Buch greifen und wird sich nicht enttäuscht sehen.

Aber Hemingways Interesse für den Stierkampf kam erst in zweiter Linie nach seinem Interesse am Schreiben. Hemingway bringt es in der Regel fertig, seinen Situationen das zu verleihen, was Henry James „turn of the screw“ nennt, eine Wende der Phantasie, die ein ganz unerwartetes Bild der menschlichen Natur enthüllt, dem Stoff lebhaftere Anteilnahme und tiefere Wirkung sichert. Hemingway bezeichnet das als „fourth-dimensional prose“, eine Schreibtechnik, die er seit Anfang der dreißiger Jahre, genauer, seit „*Tod am Nachmittag*“ angewendet. Hemingway versucht hier nicht durch eine hinreißende, blendende Darstellung eines technischen Vorgangs (etwa des der Führung der *muleta* im Stierkampf) eine Emotion hervorzurufen, die nicht der wirklichen Emotion, die dieser Vorgang im Zuschauer der *corrida* hervorrufen kann, entspricht. („Eine technische Erklärung liest sich schwer. Es ist wie mit den einfachen Gebrauchsanweisungen, die jedem mechanischen Spielzeug beiliegen und die unverständlich sind.“)

Seine Darstellungsweise ist bis zur äußersten Präzision entwickelt, die Zahl der besprochenen Dinge ist auf ein Mindestmaß reduziert, sein Stil, der sich von dem seiner früheren Romane unterscheidet, die ungebundene Folge einzelner Feststellungen, verzichtet auf das musikalische Legato, ist eher spröde und verrät die Furcht, durch zu große Artistik die Darstellung zu Gunsten ästhetischer Elemente des Stils zu verfälschen.

Der Tod als emotionaler Klimax und die durch Spekulation daraus sich ergebende Kommerzialisierung des Todes, die Massensuggestion dieses Todesspiels,

Brutalität und Sensationslust, das sind Argumente die immer wieder dem Strykerkampf entgegengehalten wurden. Hemingway verteidigt die corrida in überzeugender Weise gegen diese Argumente, sodaß auch der nicht orientierte Leser sich ein richtiges Bild machen kann. Von Zeit zu Zeit macht die sachliche Darstellung Dialogen mit einer alten Dame Platz, die an französische Dialoge des 18. Jahrhunderts erinnern; epigrammatische Äußerungen von klassischer Vollkommenheit, welche die Argumente der alten Dame parieren. Diese Dialoge treten zumeist da auf, wo die nach Länge und Gliederung normalen Sätze im Aufbau komplizierter werden durch bestimmte Gedankengänge, die Begründung und Vorbehalt verlangen.

„Tod am Nachmittag“ ist nicht Hemingways bestes Buch, doch ist es tiefer und komplexer als „Die grünen Hügel Afrikas“ und auch persönlicher. Stilistisch aber ist es vielleicht sein interessantestes Buch, weil nirgend anders in solcher Reinheit sein ästhetisches Wollen zu Tage tritt wie hier. Gebärde, Sprache und Handlung (auch in der vorzüglichen Übertragung): sie sprechen für sich selbst und ihre Wirkung ist reiner und klarer — ohne simpel zu sein — als bei den meisten seiner Zeitgenossen.

Christoph Schwerin

Erzähler Giraudoux

Bislang war uns in Deutschland *Jean Giraudoux* in erster Linie als Dramatiker ein Begriff. Aus seiner Frühzeit, aus der Jahrhundertwende, hat nun der S. Fischer Verlag („Die Schule der Gleichgültigen“, Frankfurt/M. 1956, 154 S. DM 9,80) ein knappes Bändchen Erzählungen herausgebracht. Jede dieser drei Erzählungen gibt ein Portrait: Jacques, der Egoist; Don Manuel, der Faulenzer; Bernard, der schwache Bernard. Es geschieht nicht eben viel. Träumerisch spazieren sie durch die Menschheit, voll liebenswerter Unzulänglichkeit. In den treibenden Empfindsamkeiten der drei so unterschiedlichen Charaktere spiegelt sich in wohlausbalancierter Ironie die leise Traurigkeit der Poesie um die Jahrhundertwende. Vor dem strengen Beginn des Erwachsenseins möchten sie sich's noch ein wenig gut gehen lassen. Viel Romantik ist dabei, ein Schuß „Bonjour Tristesse“ und eine wohl dosierte Portion gallischer Grazie. Der Erzähler Giraudoux ist dem Dramatiker Giraudoux ebenbürtig geblieben.

Umfänglicher als die „Schule“ ist sein Roman „*Juliette im Lande der Männer*“ (Berlin 1957, Ullstein. 197 S. DM 9,60), dessen französische Originalausgabe bereits 1924 bei Grasset erschien und dem sein Übersetzer Otto F. Best ein nutzbares Nachwort beigab.

Was Juliette, ein „junges Mädchen von 20 000 Jahren“, im Lande der Männer treibt, bevor sie zu ihrem Verlobten in die naive Stille der Provinz zurückkehrt, ist nicht ohne Wagnis. Zwischen ihrer Flucht nach Paris — „Ich nehme den Zug acht Uhr zwanzig. Ich liebe Dich, und in einem Monat werde ich Deine Frau sein“ — und ihrer Rückkehr — „Ich habe mir die Namen all derer gemerkt, vor denen ein junger Ehemann seine Frau beschützen muß“ — passiert einiges nach außen und nach innen, vornehmlich nach innen. Doch der Zauberboden der Romantik ist fruchtbar und dauerhaft genug, um ein einfallsreiches Spiel mit höchst irdischen, menschlichen und kosmischen Aventuren darauf zu exerzieren. Juliette begegnet einer Palette von Männern, deren pittoreske Bildnisse mit Charme gezeichnet sind. Das unvergeßliche Paris der 20er Jahre wird mit all seinen Künsten und Gelehrsamkeiten grazios aufgeblättert und in dem inneren Monolog des „Gebets auf dem Eiffelturm“ darf man wohl das Kernstück dieser ironisch-romantischen Weltsicht annehmen, die ihre Erfüllung — wie Giraudoux an anderer Stelle schrieb — „mehr im Hören als im Denken“ findet.

Arnold Landwehr

In Gedanken und Träumen

Die Reihe der bereits äußerlich schönen Bände der gesammelten Werke von *Hermann Hesse* ist um eine neue Folge später Prosa erweitert. Die Rundbriefe und Erzählungen — von 1947 bis zum 1. Juli 1955 reichend — sind Beschwörungen, wie auch der sie verbindende Titel lautet („*Beschwörungen*.“ Späte Prosa. Neue Folge.“ Frankfurt 1955, Suhrkamp. 296 S.).

Die in der Gelassenheit des Alters geschriebenen „Rundbriefe“ sind nicht so sehr für die mit dem Werk Hesses vertraute Lesergemeinschaft bestimmt. Sie sind schon mehr Beschwörungen, die gemeinsame Erlebnisse mit den jetzt im Totenreich Weilenden auf dem diesseitigen Ufer des Styx festhalten möchten. Wir sind Außenseiter bei diesen Zwiegesprächen mit der Erinnerung; die Be-

schwörungen sind jedoch so eindringlich, daß wir dennoch an diesen Gedankenreisen in die Vergangenheit Anteil nehmen dürfen und nicht nur ihren geistigen Reiz genießen.

Das Erinnern an die in Gedanken und Träumen lebenden Toten ist in einer schönen, ruhigen Sprache geformt. Aus dem Atem der Sprache ist die strenge Zucht zu spüren, in die sich Hermann Hesse ein Leben lang nahm, um dem Adel des Wortes zu dienen. Was er in einem seiner Briefe von einem Freunde schreibt, gilt ebenso sehr für ihn selbst und für die eigene Art seines Schreibens: „Er liebte die Sprache allzusehr, um ein wortgewandter Causeur sein zu können, aber er sprach ohne Anstrengung, nur langsam und mit sorgfältiger Wahl der Worte.“ Aus der heiteren Duldsamkeit des Alters sind die Erzählungen, Rundbriefe und Tagebuchblätter entstanden — selbst der „Bericht aus Normalien“, ein Fragment aus dem Jahr 1948, dessen gelassener und beinahe nachsichtiger Spott tiefer geht als eine beißende Satire, mit einer in Galle getauchten Feder geschrieben.

Behutsam legen wir diesen Band von Hermann Hesse aus der Hand, durch den wir ein klein wenig Anteil an einem großen menschlichen Leben haben.

Werner Groepler

Erzählte Geborgenheit

„Und hatte keinen Menschen“, jenes im Eckart-Verlag erschienene Erzählungsbändchen von *Ingeborg Drewitz* (82 S.), das vier kleine Arbeiten vereinigt, ist von einem Klang erfüllt, den man vielleicht so beschreiben könnte: Versuch, sich zu den ganz einfachen Empfindungen des Hier und Jetzt zurückzutasten, nachdem die Welt in Abgründe von Komplikationen geriet. Unsere geschichtliche Lage, der Nachkrieg, dröhnt wie ein verhallendes Gewitter herein, wie gedämpft durch eine neue, schlichtere und doch wieder wissendere häusliche Geborgenheit. Es ist eine eigentümliche Mischung von Herbheit, ja Härte des Ausdrucks und Wärme der Empfindungen, die man etwas banal mit dem Wort „Liebe zum einfachen Leben“ bezeichnen könnte. Ihre Erzählungen gleichen bildhaften Impressionen, im Wind des Schicksals hingewehten Gestalten, deren Schmerz und Verwirrung im Alltag — oft im bäurischen Alltag — beginnt und sich unversehens zu menschlichen Ent-

scheidungen vertieft. Es sind gleichsam aufgefangene Gesprächs- und Schicksalsfetzen unserer Zeit, genauer gesagt: jenseits unserer Zeit, soweit sie aus lauten Auseinandersetzungen und weltanschaulichen Sensationen besteht.

Wolfgang Grothe

Gaben des Lebens

Der Erzähler und Essayist *Otto Heuschele* hat seinem biographischen Buche „Die Gaben des Lebens. Geschichte einer Jugend“, (Heidenheim/Brenz, Erich Hoffmann. 240 S. DM 9,80) Worte Hölderlins vorangestellt. Und ein Satz wie dieser weist durchaus auf den thematischen Grundriß der Geschichte seiner Jugend hin: „So müssen die Ahnungen der Kindheit dahin, um als Wahrheit wieder aufzustehen im Geiste des Mannes“. Auf die Wahrheit der in der Kindheit und Jugend geweckten Kräfte zielt dieser in einer blanken, gehobenen Sprache geschriebene Bericht ab. Er umspannt das Erwachen des Kindes im väterlichen Gärtnerhaus, das erste zarte Erlebnis der Natur, den Eintritt in die zunächst feindliche Welt der Schule, die Begegnung mit der vaterländischen Geschichte und Kunst, die Erschütterung des Ersten Weltkrieges und endet mit dem hoffnungsvollen Aufbruch in ein neues Leben. Otto Heuschele bekennt sich zu den heilenden Mächten der Kindheit, der Natur und des Geistes. Er erfährt die „Gesetze des Gartens“, die „Innerlichkeit“ der menschlichen Begegnung von damals, die Geborgenheit einer unbedrohten Welt, in der auch schon die Vorboten der neuen Zeit erscheinen: Motorfahrzeuge, Luftschiffe, Flugzeuge. Noch leuchtet der Glanz des Kaiserreiches in dem Schauspiel einer Truppenparade für Augenblicke auf. Sechs Jahre später kehren jene Soldaten, „verwandelt in ein hoffnungsloses Grau“, aus einem verlorenen Krieg zurück. Eine Welt ist eingebrochen. Heuscheles Antwort auf diese Umwälzungen ist das Licht der Dichtung. „Ich habe in diesen Tagen erfahren, daß ein reines Gedicht die Kraft hat, zu verwandeln und den Versinkenden zu erheben.“ Die Seiten, die er Hölderlin widmet, gehören zum Bedeutendsten des Buches. Hölderlin wird ihm zum Leitbild seiner geistigen Existenz. „Unvergessen ist, was wir vor fast vier Jahrzehnten erlebten. Wir erneuern das Bekenntnis in dem Glauben, junge Menschen könnten auch heute bei Hölderlin nicht nur Bilder ewiger Schönheit, nicht

nur Trost und Kraft, Läuterung und Erhebung, sondern auch den Weg zu sich selbst finden.“ Ein Anklang an jenen Hölderlin-Mythos, der damals entstand und zu dem wir uns heute kaum mehr bekennen, ist hier nicht zu überhören. Wir erkennen in Hölderlin den großen tragischen Dichter, den Gescheiterten. „Ein Irrer kann kein Heiland sein“ (Walter Muschg). Heuscheles Buch verdient Beachtung, weil es von einem dankbaren, helfenden Geist zeugt, der das Lichte und Heile bringen will.

Herbert Meier

Erzählungen

Man liest diese 27 Geschichten *Josef Redings*: „Nennt mich nicht Nigger“ (Recklinghausen 1957, Paulus Verlag, 159 S. DM 6,80) auf einen Zug, wie jemand, der verabredet ist und auf Wichtigeres wartet, nicht ohne Spannung, ja, zuweilen seine Verabredung vergessend. Aber man wird kaum eine dieser Erzählungen zweimal hintereinander lesen noch sich eingeladen fühlen, bei einer von ihnen zu verweilen. Sie sind zügig geschrieben, Josef, Reding „kann erzählen“. Ein Negerjunge wird von einem Polizisten gefüttert statt bestraft. Ein Hungernder stirbt vor dem Automaten, der während seines Sterbens Eßwaren auszuschütten beginnt. In einer abstrakten Kunstausstellung erweist sich das lebendige Mädchen als das gelungenste Kunstwerk Gottes, des unbekannten Künstlers. Jedesmal ein „schlagender Fall“, nach außen gewandt in filmhaft anschaulicher Sprachführung und „hart“ erzählt mit expansivem Gefühl. Aber die Härte führt zu Sentimentalität und Rührseligkeit aus Mangel an zureichendem Grund. So werden die Vorgänge nicht transparent, sondern Plakate einer Überzeugung, an deren subjektiver Echtheit zu zweifeln kein Anlaß besteht, nur eben, daß sie auf einer anderen Ebene als der künstlerischen liegt. Die Moral der Welt ist empirisch und wird durch Handeln bezeugt, die der Dichtung ist intelligibel, sie versammelt zu den Vätern, nicht zu den Fahnen. Sie heißen hier „Menschlichkeit“, „Güte“, „Gott“. Wie die Anschauung der Sprache plakathaft, ist der Sinn textartig den stories unterlegt. Der pragmatische Nexus der Vorgänge wird, statt bedeutend durch eine unendliche Offenheit des „Sinnes“, eingegrenzt durch „Meinung“, auf die hin Realität gesehen, oft konstruiert wird.

Die „Mitte“, die der Autor setzt und so und sooft als „verloren“ „entlarvt“, scheint uns vorschnell gesetzt. Sie läßt sich, da wir nicht hinter errungene Bewußtseinsinhalte zurückgehen können, auch nicht jenseits unseres differenzierten Menschenbildes auf ein einschichtiges zurückführen noch von der so wertenden Haltung aus künstlerisch überzeugend formen. Am Ende dieses Weges stünde nur die Doktrin mit all ihren möglichen Konsequenzen. „Ach Gott, wenn es so leicht wäre!“ (S. 153) sagt der Autor einmal. Erst mit diesem Seufzer könnte er der Frage begegnen, auf deren Beantwortung unsere Zeit hofft.

Heinrich Ringleb

Erfreuliche Reisebekanntschaft

Ich habe einen netten, kleinen Ausflug unternommen, Dauer 218 Seiten, den der Gebrüder Weiss Verlag, Berlin-Schöneberg unter dem Titel „Nordlandreise“ und der Leitung des erfahrenen Fremdenführers („Seltsames England“, „Liebenswertes Holland“) Karel Capek zu einem Preise von DM 8,60 veranstaltet.

Und zwar von Dänemark nach Stockholm, per Nußschale „Hakon Adalstein“ die norwegische Küste entlang, über den Polarkreis hinaus, durch Fjorde und Sunde zum Nordkap, Narvik und zurück durch die schwedischen Wälder. Nun pflegen Reiseführer die unangenehme Eigenschaft zu besitzen, uns unter einer abgeleiteten, ausgedorrten, monotonen Lawine von oberflächlichen Beschreibungen, Legenden, uralten Witzen und historischen Daten zu begraben. Nicht aber Karel Capek.

Gleich nach den ersten geplauderten Sätzen begann ich, seine einfache, saubere, intelligente Ausdrucksweise zu schätzen, seine botanischen Kenntnisse zu bewundern (er kennt Pflanzen, deren Namen ich nur einmal in der Schule und seitdem nie wieder gehört habe, und er weiß sogar auch noch die lateinische Bezeichnung dafür), lachte über die humorvollen Bemerkungen, erfreute mich an den vielen Zeichnungen, die er eigenhändig verfertigte und die genau so ehrlich und ungekünstelt wie sein Stil sind, spürte seine leise Melancholie auch mich berühren und fühlte von Seite zu Seite mein Verständnis und unsere Freundschaft wachsen.

Ich habe mit Capek nicht nur das Nordland besucht und ein paar zufällige

Reisebekanntschaften geschlossen, nein, „wir haben das Stück Weg mit der ganzen Hand durchwühlt wie ein Fußgänger, der ein Kornfeld entlanggeht und die reifenden Ähren durch die Finger gleiten läßt“, ich habe dabei auch einen Menschen kennen und schätzen gelernt.

Peter Kersten

Die Enkel der Samurai

Unter diesem Titel ist eine Anzahl von Erzählungen zusammengefaßt (Freiburg 1956, Verlag Herder. 236 S. DM 10,80), durch die *Isabelle Debran* dem Leser ein vielfältiges Bild vom japanischen Leben vermittelt. Vor allem liegt der Autorin an der Darstellung der Konflikte, die sich einerseits durch die Begegnung und den engeren Kontakt von Japanern und Europäern, bzw. Amerikanern — was hier gleichgesetzt werden kann — und andererseits bei den Japanern selbst, innerhalb der Familie, durch die Begegnung von traditionellem und europäisiertem Lebensbewußtsein ergeben. In nahezu jeder dieser Erzählungen steht die alte, autoritätsgebundene Welt der des neuen, individualistischen Denkens und Fühlens gegenüber.

Es spricht für *Isabelle Debran*, daß sie beiden Welten nicht nur Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern die fremde gewissermaßen bevorzugt behandelt; sie kennt sie und will für sie Verständnis erwecken. Aber sie schreibt einen Stil, der nicht trägt, und schon gar nicht die östliche Welt; man glaubt, die Schreibmaschine klappern zu hören. Wenn einzelne Geschichten eine Wirkung hinterlassen, dann jedenfalls trotz dieses Stils. Zudem beschränkt sich das Buch fast ausschließlich auf die Konflikte, die durch Liebesbeziehungen entstehen, gibt also bei aller Vielfalt auch keinen umfassenden Eindruck von Japan.

Hildegard Ahemm

Spanien einst und jetzt

Unter dem Titel „*Velazquez und Goya*“ bringt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, die das Werk des großen, auch von deutschem Geist genährten Philosophen *Ortega y Gasset* für uns gesammelt hat, einen Band heraus, der weniger kunst- als kulturgeschichtlich zu werten ist (271 S. 13 Tafeln. DM 13,60). Den ersten Platz, den breitesten Raum nimmt der Hofmaler Philipp IV. ein. Der Verfasser sieht in ihm eine der rätselhaftesten und am schwersten zu begreifenden Existenzen und entrollt, um sie zu deuten, ein Bild der spanischen Kultur. Dieser Edelmann, der eigentlich kein Maler war und wie unter einer Glasglocke lebte, ist das Genie der lustlosen Lässigkeit. Er malt die Dinge, indem er sie von fern ansieht, und schenkt uns nicht ein Abbild der Wirklichkeit, sondern ihr Gespenst. Dieser Künstler, der auf seine Art auch ein Taschenspieler war, malt nur das unumgänglich Notwendige, um das Phantasma des Wirklichen, das Urbild des Unwirklichen zu zeigen. Nach *Ortega* ist *Velazquez* unrealistisch. Er beherrscht virtuos den Kniff der Entwirklichung und macht aus den uns umgebenden Dingen etwas mit den Händen nicht Greifbares, körperlos Gegenwärtiges. Im Gegensatz zu den Barockmalern sieht und malt er Menschen und Dinge mit der Kühnheit eines Momentphotographen, dem es gelingt, einen gewissen und bekannten Augenblick festzuhalten. Er steht in Opposition zu der formalistischen Strömung seiner Zeit, aber seine Gelassenheit macht ihn nicht zum Vorkämpfer seiner Kunst. Wie es im Spanien des *Velazquez* aussah, belegt *Ortega* durch eine Sammlung aus zeit-

FORVM

Heft 43/44 Juli/August 1957 S 6,—

Vladimir Dedijer

Rußland

und die Einigung Europas

Klaus Dohrn

Hilfe für den Feind?

Vincenz Savarius

Die Kinder von Budapest

Max Brod

Antwort an einen Kafka-Forscher

Stephen Spender

Die Engagierten

(Ein Schriftsteller-Roman)

KITSCH und KUNST

Eine FORVM-Umfrage mit Antworten von H. v. Doderer, O. M. Fontana, Manuel Gasser, Willy Haas, Ernst Krenek, George Mikes, Robert Neumann, E. G. Wickenburg u. a. / Zeichnungen von Paul Flora

FORVM, Wien VII., Museumstraße 5

genössischen Quellen. Im Gegensatz zu dem großen Hofmaler und Edelmann erblickt der eigenwillige Verfasser in dem Handwerksmeister Goya den Vertreter einer die gesunkene spanische Gesellschaft erfassenden Mode, der des Plebeismus, d. h. des Vergnügens am gewöhnlichen Volk und seinem Leben. Was den reifenden Künstler nicht hindert, wie Velazquez uns von der wirklichen Gestalt das zu vermitteln, was diese im Augenblick ist, wo sie vor uns in Erscheinung tritt. Beide Meister, der Edelmann und der Bürger, schafften die Grundlage der europäischen Malerei, die während des 19. Jahrhunderts und bis hinein ins 20. geherrscht hat.

Paul Weiglin

Schütz bis Hindemith

Daß sich ein Verlag um das Gesamt-lebenswerk eines großen Musikhistorikers bemüht und beinahe jährlich einen Band von ihm vorlegt, verdient hohe Anerkennung: Alfred Einstein, *„Von Schütz bis Hindemith“*, (Zürich 1956, Panverlag. 271 S. DM 12,60). Der Titel der Sammlung scheint uns indessen zu allgemein gehalten, und entgegen der Auffassung des Verlages hätten wir doch begrüßt, wenn bei jedem der gesammelten 31 Aufsätze, Vorlesungen und Vorträge der frühere Erscheinungsort genannt oder irgendeine erläuternde Angabe gemacht worden wäre. Vor allem fehlen Jahreszahlen. Auch dürfte z. B. Verdis berühmte Äußerung aus Anlaß der Herausgabe der Briefe Vincenzo Bellinis nicht einmal auf deutsch (S. 125), dann, völlig sinnlos, auf englisch (S. 45) gebracht werden, bloß weil der eine der Aufsätze Einsteins zufällig in USA erschienen ist. Ebenso sollte in einem Sammelband vermieden werden, das, was Einstein im Aufsatz über „Wagners letztes Thema“ schreibt (S. 117/118), in anderen Formulierungen noch einmal zu bringen (S. 261/262).

Solche Dinge nebst einigen sehr lästigen Druckfehlern können indessen in einer neuen Auflage behoben werden und berühren keineswegs die Essenz der bis zum Bersten mit Gedankenfracht beladenen Sammlung. Die Thematik ist nicht auf die Betrachtung einzelner Meister von Schütz bis Hindemith oder auf entscheidende Besonderheiten in ihrem Schaffen beschränkt — wie etwa die sehr wichtige Betrachtung über Hindemiths theoretisches Werk „Unterweisung im Tonsatz“ (1937); Einstein befaßt sich

vielmehr auch mit Themen, denen im allgemeinen wenig oder gar kein Interesse geschenkt wird, so der „Musikgeschichte als Geschichte von Fiktionen“; er arbeitet über die „Krisen in der Musikgeschichte“, über „Komponist, Staat und Wirklichkeit“ oder über „Die Enterbten“. Auch über die Rätsel der Sterblichkeit und der Unsterblichkeit der Oper oder über die ersten und letzten Werke großer Meister bringt er gültige Aufschlüsse. Wir müssen uns mit Andeutungen begnügen und weisen noch darauf hin, daß der Verlag einen Band mit gesammelten Mozart-Essays von Einstein vorbereitet.

Hans Kühner

Der wahre Kierkegaard

Kierkegaard ist für die heutige Generation kein Unbekannter. Einmal sieht man in ihm jenen polemisch reflektierenden, literar-ästhetisch interessanten Schriftsteller, der im Wissen um sein „Ausnahme-Sein“ sich selbst einen „verrückten Sonderling“ nannte und der den Vergleich mit Nietzsche herbeizwingt. Zum anderen fällt er in unser Blickfeld beim Betrachten philosophiegeschichtlicher Zusammenhänge und zwar hier als „Ahnherr“ jener philosophischen Richtung, die man hilflos genug als „Existentialismus“ etikettiert hat. Fast zur gleichen Zeit erscheinen nun zwei Neuauflagen, die auf dem Wege sind, diese beiden Perspektiven zu überwinden und die eigentliche Mitte des Denkens von Kierkegaard sichtbar zu machen.

Eva Schlehta, die hierbei gleichzeitig die Übersetzung besorgte, hat eine Auswahl aus den 19 Bände umfassenden Tagebüchern Kierkegaards vorgenommen und diese unter dem Titel *„Christentum und Christenheit“* (München 1956, Kösel. 438 S. DM 15,—) der Öffentlichkeit vorgelegt. Die Auswahl erfolgte unter dem Gesichtspunkt, Kierkegaards zentrales Anliegen und darüber hinaus sein gesamtes Denken von den Tagebüchern her darzustellen. Schon der Titel sagt, wozu es hier geht. Kierkegaard, dessen Schriften in erster Linie „religiöser Vortrag“ sind, sieht den Gegensatz zwischen Christentum und Christenheit. „Christentum ist keine Lehre. Christentum ist ein Glauben und eine entsprechende, ganz bestimmte Art zu existieren, es ist Nachfolge“. In der Christenheit dagegen sieht Kierkegaard eine Abfälschung der urchristlichen Norm, d. h. das Christentum als „Existenzmitteilung“ ist verlorengegangen und zu einer christlichen

„Lehre“ geworden, zu einer Angelegenheit für Dozenten. Kierkegaard kämpft mit aller Verbissenheit gegen diesen Zustand, denn „ein dogmatisches System ist christlich gesehen ein Luxusartikel.“ Zudem findet er in der Christenheit jene „Art von Rechtgläubigkeit, die herzliches Geschwätz ist, Mittelmäß, süß hergerichtet . . .“ Kierkegaards großes Anliegen ist daher, er sieht darin seine Lebensaufgabe, das Christentum in die Christenheit einzuführen. Neben diesem zentralen Thema wird aber in der Auswahl von Eva Schlechta zugleich die ganze Weite von Kierkegaards Denken sichtbar. Sein gegen die gelehrte Berufsgeistlichkeit polemisch geführter Kampf, sein Unruhe stiftendes, kompromißloses Reflektieren, sein Herausarbeiten des Begriffes der „Einzelheit“, all das wird in dieser Ausgabe nicht übergangen. Durch die geschickte Auswahl ist aber deutlich, daß diese Züge von Kierkegaards Denken ihren Sinn nur haben im Hinblick auf das ausschließlich religiöse Hauptthema. Dieses religiöse Hauptthema und damit den wahren Kierkegaard sichtbar gemacht zu haben ist das große Verdienst dieser Ausgabe.

Die gleiche Absicht verfolgt Hermann Diem mit seinem an der Universität Tübingen gehaltenen Vorlesungen, die nun unter dem Titel „Sören Kierkegaard, Spion im Dienste Gottes“ (Frankfurt a. M. 1957, Fischer. 119 S. DM 6,80) erschienen sind. Es ist nicht ein nur philosophiegeschichtliches Interesse, das diese Vorlesungen bestimmt, sondern es ist das echte Bemühen eines ausgezeichneten Kierkegaard-Kenners, eine Einführung in das Werk dieses „Spions im Dienste Gottes“ geben zu wollen. Die Schwierigkeiten, die sich hierbei ergeben, sind vom Autor nicht übersehen worden. Eine Einführung in das Werk Kierkegaards geben heißt ja dozieren, und sich mit diesem Denken als mit einer „Lehre“ zu beschäftigen ist ein Unding. Kierkegaard waren Dozenten stets ein Greuel, denn ihm geht es nicht darum, daß die christliche Lehre gelehrt und verkündet wird, sondern darum, daß das Christentum existierend ausgedrückt wird. Hermann Diem umgeht die Gefahr des Dozierens, indem er Kierkegaard in ausgedehnten Zitaten weitgehend selbst sprechen läßt. Der Leser wird so, und das ist der große Vorzug dieses Buches, unmittelbar an die wesentlichsten Schriften von Kierkegaard herangeführt, wobei es

zu einer Klärung solcher Phänomene wie Angst, Verzweiflung, Sünde und Glaube kommt. Zudem vertieft Hermann Diem das Bild von Kierkegaard, indem er die ganze Problematik dieses Denkens sichtbar macht. Wie hat Kierkegaard die Aufgabe, das Christentum in die Christenheit einzuführen, angefaßt? Ist er über dieser Aufgabe selbst zum „Lehrer“, zum Dozenten geworden? Diem entwickelt mit schärfster Klarheit auch in den schwierigsten Gedankengängen jene merkwürdige literarische Form der indirekten Mitteilung, jenes sokratische Verfahren, die „dialektische, hintergründige Einfalt“, mit der Kierkegaard den Leser anspricht und ihn in seiner Existenz er-greift, ohne ihn belehren zu wollen. Diem sieht dabei in Kierkegaard keineswegs den Existenzphilosophen, denn diesem Dänen ging es nicht um ein existenzielles Denken sondern um den selbst existierenden Denker. „Auf der Grenze zwischen Dichter und Wahrheitszeuge“, so kennzeichnet Diem die Position dieses kämpfenden und Mißlichkeiten aufspürenden „Spions“, ohne jedoch den philosophiegeschichtlichen Aspekt zu vernachlässigen. Kierkegaards Anliegen wird gegenüber dem Denken von Kant, Hegel und Marx abgehoben, wobei in Hermann Diem der Kenner großer Zusammenhänge deutlich wird, dem es um die Mitte Kierkegaardschen Denkens geht.

Und hier kommen dem Rezensenten die Worte von Georges Braque in den Sinn, der sagte, daß es nicht darauf ankommt, zu erörtern, sondern zu entdecken. Der wahre Kierkegaard will entdeckt und angeeignet werden.

Bodo Morawe

Das Vermächtnis des Ostens

Eine Zeit, die uns die Welteinheit wenigstens bewußtseinsmäßig erleben läßt, bescheert uns dementsprechend eine Riesenfülle an neuen Kenntnissen und beschwert uns mit der Last enzyklopädischer Wissensstoffhäufung. Bei den Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht machen mußten, kann es denn auch nicht mehr allzu arg verstimmen, wenn uns eine fünfbindige Kulturgeschichte der Menschheit vorgestellt wird, die von einem einzigen Mann geschrieben sein will. Der Mann heißt Will Durant, ein Amerikaner, der über dem Studium von Biologie, Geschichte und Philosophie (Dewey), nach jahrelanger Arbeit als

Lehrer an Institutionen für Erwachsenenbildung in New York und einigen Weltreisen den verständlichen Wunsch hatte, das Gesehene und Gelesene synoptisch wiederzugeben. Nun dieses Ideal aller Kulturhistoriographie konnte auch Durant nicht erreichen. Aber was er, ungemein liebenswürdig, in dem ersten der fünf Bände (*Will Durant, „Das Vermächtnis des Ostens“* — Bern, Francke-Verlag. 863 S. 37 Fotos, 4 Karten. DM 28,80) seiner Kulturgeschichte der Menschheit entfaltet, ist trotz des Zeitraffers von eindringlicher Gelehrsamkeit. Die sachliche Einzeldarstellung Durants ist übersichtlich und gelockert bis zur Brillanz des Anekdotischen. Die Abschnitte über Assyrien, Babylon, Persien, Indien, China und Japan enthalten das größte Sachwissen, die Abrisse der ägyptischen und jüdischen Geschichte erscheinen indessen durch eine Vielzahl vorzüglicher neuerer Einzelanalysen rückständig und befangen im Wissenschaftsbild des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Wie sehr Durants Verständnismöglichkeiten insgesamt dem Positivismus unterworfen sind, offenbart in peinlicher Ahnungslosigkeit die Einleitung seines Werkes, in der er die „wirtschaftlichen, politischen, moralischen und geistigen Grundlagen der Kultur“ betrachtet. Schon die Reihenfolge der kulturellen Beweggründe, wie Durant sie sieht, zeigt, wie stark er dem Zivilisationsoptimismus verhaftet ist. So stößt er nicht durch zur souveränen Geschichtsschau des echten Polyhistor, schwingt sich andererseits aber auch nicht recht auf zum geistreichen Scharfsinn der Geschichtsbetrachtung eines Friedell.

Was sein Werk trotz solcher Auslegungsprämissen doch wichtig macht, ist die Großzügigkeit, mit der er die mittel-

europäische Geschichte in den Gesamtrhythmus der Weltgeschichte, vor allem die des Ostens einordnet und so den mittleren Abstand von den eigenen Dingen dem deutschen Leser möglich macht.

Dazu verhilft uns naturgemäß die unmittelbare historische Quelle und das Selbstzeugnis fremder Kulturen besser als die sekundäre Beschreibung. Wir sind in der seltenen Lage, aus Japan ein solches Dokument in unserer Sprache zu lesen. Es enthält die Abschiedsbriefe und Testamente gefallener junger Japaner, zumeist derjenigen, die im letzten Krieg freiwillig als Kamikaze-Piloten ihr Leben ließen. Die Sammlung dieser letzten Aufzeichnungen wurde von der Universität Tokio veranstaltet und unter dem Titel „Hört die Stimmen des Meeres“ in Japan veröffentlicht. *Klaus-Robert Heinemann* hat daraus eine Auswahl übersetzt und unter dem Titel „Sturm der Götter“ (Wiesbaden, Limes-Verlag. 147 S. DM 8,80) erscheinen lassen. Diese Briefe und Aussagen im Schatten des Todes zerstören sehr nachhaltig unsere Fernost-Vorstellungen vom Lande des Lächelns und der feinsinnigen Geschmackskultur. Die Verzweiflung, brutal und naiv zugleich, spricht aus ihnen, und man schaudert vor dem nationalen Ehrenkodex, der diese Todesbereitschaft hervorrufen konnte. Obwohl oft von künstlerischer Dichte übersteigen diese Texte bei weitem die Dimension des literarisch Unterhaltsamen: Aus dem ganz Fremden taucht das Bild des sterbenden Menschen auf, wie es auch uns nur allzubekannt ist. Der Sammlung kommt neben dem historischen Wert vor allem die Bedeutung eines ergreifenden Zeugnisses der vox humana zu.

H. E. Bahr

Neue Zeitschrift für Musik

gegründet 1834 von Robert Schumann

Schriftleitung: Heinz Joachim, Dr. Karl H. Wörner,

Prof. Dr. Erich Valentin

Die vielseitige, repräsentative, allgemeine Musikzeitschrift

Bezugspreis vierteljährlich DM 3,75, jährlich DM 14,—

Bitte, verlangen Sie Probehefte vom Verlag

NEUE ZEITSCHRIFT FÜR MUSIK MAINZ WEIHERGARTEN 7

Ausgestreckte Hände

Eine religiöse Konversion ist ein Politicum. Vielleicht gilt dieser Satz nur, oder doch vorwiegend nur für den anspruchsvollsten Übertritt, den zum katholischen Glauben. Sicher gilt er zunächst nicht in dem Sinne, daß eine politische Entscheidung eine religiöse impliziert — so sicher die Erfahrung des geistlichen Glaubens einen vorangegangenen politischen Glauben umstülpen, d.h. aber nun den politischen Instinkt, in eine neue Ordnung gefügt, nur noch sicherer und wacher machen wird.

Das neue Buch des ehemaligen Funktionsärs der englischen KP Douglas Hyde (*„Wem werden sie glauben? Beobachtungen zwischen London und Süß“*. Übertr. v. A. Langens, Freiburg 1956, Herder. 320 S. DM 12,80) erhellt diesen Tatbestand in einer Weise, die geeignet ist, den westeuropäischen Alltagsleser in ein heilsames Erschrecken zu versetzen. Der Verfasser weiß — weniger wohl als Engländer denn aus der bolschewistischen Schulung, der er entwachsen ist — daß Afrika und Asien die Räume sind oder sehr bald sein werden, an und in deren Menschenmassen die Entscheidung über Freiheit oder Verknächtung der Welt fallen wird. Der simple Monotheismus des Islam vermag auf die Dauer jene intellektuelle Befreiung und Erfüllung nicht zu vermitteln, die der politischen Emanzipation der ehemaligen Kolonialräume folgen muß und die der Bolschewismus trügerisch anzubieten unternimmt. „Im Grunde geht es nicht nur darum, die Kommunisten von heute zu schlagen, sondern auch die potentiellen Kommunisten vor sich selber zu bewahren, sie für einen besseren Glauben zu gewinnen und die materiellen und geistigen Bedingungen zu schaffen, in denen der Kommunismus nicht gedeihen kann.“ (318)

Noch aber — und dies lehrte den Verfasser eine intensive Reise in die kriegsverwüsteten Gebiete Koreas im Jahre 1954 — hat offenbar der „Westen“ innerlich und äußerlich nicht den Weg dazu gefunden, die Verantwortung zu erkennen und ihr tätig zu folgen, die ihm der Zusammenbruch der kolonialen Ära und die erste größere militärische Abwehr eines sowjetbolschewistischen Angriffs (Korea) hinterließ. Am Ende eines höchst eindrucksvollen Berichtes über die jüngste Geschichte der Märtyrerkirche Koreas und die in ihrer schlichten

menschlichen Gradlinigkeit sehr beschämende Treue dieser Töpfer und Bauern, die betend die Barbarei überlebt haben, stehen denn auch diese Sätze: „Es ist höchst verheißungsvoll, daß die Menschen, die den Kommunismus kennengelernt haben, wie die Koreaner oder die Flüchtlinge in Hongkong, ihre Hände nach dem Glauben ausstrecken.“

Beunruhigend aber ist die Tatsache, daß die Gefahr besteht, daß sie ihre Hände vergeblich ausstrecken, weil die Anzahl der Männer und Frauen, die verfügbar ist, um ihnen zu geben wonach sie verlangen, viel zu gering ist. — Falls das eintreäte, verdienten wir das Schicksal, daß unser dann mit Bestimmtheit wartet. Dann hätten wir versagt, nicht nur ihnen, sondern auch uns selbst gegenüber. — Denn der Westen, der die Seele Asiens rettet, rettet damit aller Wahrscheinlichkeit nach auch seine eigene Seele.“ H. K.

Frankreich — Deutschland

Das deutsch-französische Institut in Ludwigsburg wurde zu einer Zeit gegründet, als es nahezu aussichtslos erschien, die Beziehungen zwischen dem französischen und dem deutschen Volke zu normalisieren, weil alle Wunden noch offen waren. Das Institut hat von Anfang an darauf verzichtet, mit schönen Phrasen und Resolutionen zu arbeiten, die — auf Tagungen gefaßt — wohl eine persönliche Befriedigung für die Beteiligten, aber keinerlei praktischen Erfolg bedeuten. Stattdessen ist man mit großem Ernst und einem vorbildlichen Verantwortungsgefühl an die Aufgabe herangegangen, Felsblöcke aus dem Wege zu räumen und Bausteine zu einem wirklichen Verständnis zwischen beiden Völkern herbei zu tragen. Das ist zum großen Teil das Verdienst der Leitung des Instituts, um die sich Carlo Schmid und Fritz Schenk, der Leiter des Instituts, besondere und erfolgreiche Mühe gegeben haben. Ein überzeugender Rechenschaftsbericht wurde in dem vor einigen Jahren erschienenen 1. Bande der Ludwigsburger Beiträge geliefert. Der Erfolg dieses in der Deutschen Rundschau gewürdigten 1. Bandes hat dazu geführt, daß jetzt der 2. Band erscheinen konnte: *„Deutschland — Frankreich, Ludwigsburger Beiträge zum Problem der deutsch-französischen Beziehungen Band II“* (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 472 S. DM 16,80). Die Gliederung des 1. Bandes in 4 Ab-

schnitte ist, da bewährt, beibehalten. Der 1. Teil behandelt politische und wirtschaftliche Probleme, der 2. bringt Beiträge zur Revision des deutsch-französischen Geschichtsbildes (hier verdient der Beitrag von Jacques Droz besonders hervorgehoben zu werden). Der 3. Teil beschäftigt sich mit den geistig-kulturellen Wechselbeziehungen und enthält die Festschrift zum 60. Geburtstag von Julius Wilhelm „Begegnung mit der französischen Sprache und Literatur“. Der 4. Teil endlich bringt eine ausführliche und sorgfältige Bibliographie. Als Herausgeber zeichnen Ulrich Doertenbach, Fritz Schenk, Kurt Wais und Hermann-Karl Weinert. Männer ohne nationalistische Scheuklappen aus beiden Völkern, denen das bessere Verständnis nicht nur eine politische Notwendigkeit, sondern Herzenssache ist, haben wichtige Beiträge im 1. Teil gegeben, so Carlo Schmid „Deutschland und Frankreich zwischen den Mächten“, Robert Schuman „Die deutsche Wiedervereinigung in europäischer Sicht“, René Mayer „Europäische Integration oder Zusammenarbeit“, Jacques Chapsal „Die Lage der politischen Parteien in Frankreich“, Guy de Carmoy „Zentralisierung und Dezentralisierung in Frankreich“, Jacques Berthoud „Das Bankwesen in der französischen Wirtschaft von heute“, Ulrich Doertenbach „Unterschiede, Mißverständnisse u. Möglichkeiten zwischen Deutschland und Frankreich“. Im 3. Teil lesen wir mit wehmütigem Gefühl den Beitrag von Wilhelm Hausenstein, der von uns gegangen ist: „Goethe et la France“. Auch die anderen Beiträge verdienen durchweg Beachtung. Man kann nur hoffen, daß diese wirklich fruchtbare Arbeit auch weiter bei den Bundes- und Landesbehörden das richtige Verständnis und nachhaltige Förderung finden wird. R. P.

Neuorientierung des Geschichtsbildes

Es gibt Bücher, angesichts deren der Rezensent zunächst zögert, zumal dann, wenn die Anzeige „nicht zu lang“ werden darf. Soll er seinen Bericht aus den eindrucksvollsten Zitaten von vielen trefflichen Formulierungen aufbauen? Soll er gleich ins Gespräch hineinspringen und mit dem Autor zu diskutieren beginnen? Das läge wohl nahe bei einem Buche, das in Gestalt von sechs einander zugeordneten Einzelaufsätzen das Zentrum der heutigen Problematik der Geschichte als Wissenschaft angeht.

Walther Hofer ist den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt. Dieser junge Schweizer auf einem West-Berliner Lehrstuhl widmet seinen neuesten Band „Geschichte zwischen Philosophie und Politik“, Studien zur Problematik des modernen Geschichtsdenkens; (Stuttgart 1956, Kohlhammer. 185 S. Ln. DM 13,80) dem Andenken seines Lehrers Friedrich Meinecke. Dessen Geist ist es auch, der in den Erwägungen lebendig weiterwirkt, die der Sohn des politisch freisten Landes Europas in der Frontzone der „freien Welt“ über die Ordnungen anstellt, in denen Geschichte und Geschichtsbewußtsein, Geschichte als Erbe und Gegenstand wie als wissenschaftliche Disziplin, heute stehen. Der Weg geht von den Problemen einer Neuorientierung des Geschichtsbildes in Deutschland nach 1945 über die philosophisch-idealistischen Grundlagen und das politische Selbstverständnis der großen deutschen Geschichtsschreibung und -philosophie im 19. Jahrhundert bis zu Theodor Litt hin zu den akuten Fragen der Auseinandersetzung zwischen bolschewistisch-dialektischer, d. h. des Wahrheitsbegriffs entbehrender und politisch funktionalisierter Geschichtslehre und dem ihr entgegenstehenden „westlichen“ Geschichtsbewußtsein. Es ist ein reines Vergnügen, die klaren und beständig dem Wesentlichen zugewandten Analysen und Formulierungen zu lesen!

Wer nun wie der Rezensent sich zu der Überzeugung bekennt, daß wie jegliche Anthropologie so auch die Geschichte als „Gegenstand“ bzw. Geschichtlichkeit als Selbstbewußtheitsmodus unentrinnbar der Theologie zugeordnet sind — vergleichbar dem Avers und Revers einer Münze, die, selbst unvermischt, dennoch erst zusammen die ganze „Sache“ bilden — wird versucht sein, hier mit dem Autor lang und breit zu diskutieren. Zu diskutieren auf dem Boden grundsätzlichen und erfreuten Einverständnisses sowohl darüber, daß die Geschichtswissenschaft und der einzelne Historiker, ob sie nun wollen oder nicht, in konkreter politischer Verantwortung stehen, die es in Selbsterkenntnis zu erfassen und der es zu folgen gilt, wie darüber, daß „der Gedanke der schöpferischen Individualität nicht nur der Hauptgedanke des westlichen Geschichtsdenkens . . . sondern gleichzeitig auch Form- und Gestaltungsprinzip dieses Denkens selbst“ ist (S. 167). So sieht

Hofer auch, in Verbundenheit mit der großen Geschichtsphilosophie der europäischen Gegenwart (Croce, Jaspers, Ortega y Gasset, Grousset, Toynbee u. a.) „das Bewußtsein von der Existenz und Notwendigkeit der Freiheit als formenden Prinzip der menschlichen Persönlichkeit wie als schöpferische Kraft der Geschichte“ (S. 178). Ferner: „Wissenschaftliche Objektivität ist, was die Sozialwissenschaften anbetrifft, nur in politischer Freiheit möglich“ (S. 148). Und deshalb: „Da der Historiker seinen wissenschaftlichen Beruf nur dort erfüllen kann, wo politische Freiheit herrscht, ist er als Wissenschaftler aufgerufen, seine Kraft dafür einzusetzen, daß politische Freiheit errungen bzw. nicht verloren wird“ (S. 150/51).

Diese geistig-politische Verantwortung nun — und an diesem Punkte wäre die besagte weiterführende Diskussion anzusetzen — fordert doch wohl mehr als den in seiner bescheidenen Vornehmheit gewiß großartigen und ehrfurchtgebietenden „ehrlichen Agnostizismus“, zu dem Fr. Meinecke sich bekannte. Es ist wohl richtig, daß er die äußerste Läuterungsstufe eines „reinen Humanismus“ sein wird. Die Frage jedoch nach Herkunft und Würde des „humanum“ wie die nach dem Woher? und dem Wozu? der Freiheit selbst verweisen auf jenen Bereich, in dem — um einmal waghalsig in Verbindung philosophischer und theologischer Aussagesweisen zu sprechen — die „Transzendenz“, die angeblich „verlorene“, dem fragenden Geiste „entgegenkommt“, sodaß die heute Viele bedrückende Angst (vor Freiheit, Verantwortung, Entscheidung) und die Sorge vor Pervertierung der (transzendenzlos gewordenen!) Idee zu einer vordergründig bestechenden Ideologie gewandelt werden in Hoffnung, in Freude an der Freiheit und Mut zur Freiheit.

Hellmut Kämpf

Der deutsche Generalstab

Der deutsche Generalstab, einst Gegenstand größter Bewunderung, wurde 1945 angeklagt, eine verbrecherische Organisation gewesen zu sein. Es ist daher an der Zeit, daß er eine sachliche Würdigung erfährt. Nachdem Walter Görlitz 1950 eine Studie über ihn vorgelegt hatte, hat nun ein Angehöriger des Generalstabes selbst, *Waldemar Erfurth*, über die letzte Phase seines Wirkens geschrieben: „Geschichte des deutschen General-

stabes 1918 — 1945“ (Göttingen 1957, Musterschmidt. 326 S. DM 19,80).

Welches Schicksal hat Hitler dieser einst in der ganzen Welt geachteten Institution im Zweiten Weltkrieg bereitet! Jede Arbeit wird gelähmt, wenn ihr dauernd von der Seite Argwohn entgegengebracht wird, deren Vertrauen unerläßliche Voraussetzung für ihr Gelingen ist. Da Hitlers Mißtrauen immer ausgeprägter wurde, da sich seine Aversion schließlich in tödlichen Haß verwandelte, mußte die Arbeit des Generalstabes scheitern ohne Rücksicht auf die Frage, ob überhaupt die Möglichkeit bestand, den Krieg zu gewinnen. Erfurth zeigt hier in eindrucksvoller Weise die ganze Tragik dieser Entwicklung.

An Ende der Studie lesen wir: „Woher hätte der deutsche Generalstab die Legitimation nehmen können, die gewaltsame Beseitigung Hitlers und der führenden Männer der Partei gegen den Willen des Volkes zu unternehmen?“ Darauf hätte die Antwort lauten müssen: aus seiner besseren Kenntnis der Lage, aus seinem Wissen, daß der Krieg verloren war. So lesen wir bei Erfurth, im Führerhauptquartier habe der Wahnsinn regiert, Hitler sei ohne Zweifel geisteskrank gewesen. War man dieser Überzeugung, bestand dann nicht die Verpflichtung, Hitler Einhalt zu gebieten?

Die Geschichte der letzten Jahrzehnte wird erst verständlich, wenn wir uns darüber klargeworden sind, warum Deutschland den Ersten Weltkrieg nicht gewinnen konnte. Wir vermissen bei Erfurth eine Untersuchung dieser entscheidenden Frage. Denn das deutsche Volk und seine führenden Schichten, auch der Generalstab, sind nie mit dem Verlust des Ersten Weltkrieges fertig geworden. Eine solche nationale Katastrophe tritt aber nicht von ungefähr ein. Keiner unserer maßgebenden Männer hatte den Mut, rechtzeitig mit dem Krieg ein Ende zu machen. Ein Remis wäre schon fast ein Sieg gewesen. So kam der 9. November 1918 überraschend — also konnte nur Verrat im Spiele sein. Sündenböcke waren bald gefunden. Einer hieß Wilhelm Groener. Ihm suchten alle die die Verantwortung aufzuladen, die sich bisher jeder Vernunftslösung widersetzt hatten.

Vor Unterzeichnung des Versailler Vertrages tauchte in den gleichen Kreisen der Gedanke auf, im Osten des Rei-

ches eine Volkserhebung gegen die Unterzeichnung zu organisieren und sogar eine Abtrennung der östlichen Provinzen vom Reich in Kauf zu nehmen. Groener widersetzte sich mit seiner ganzen Persönlichkeit diesem Wahnsinnsgedanken. Ihm war die Einheit des Reiches jedes Opfer wert. Wir hätten es begrüßt, wenn sich der Verfasser wenigstens in dieser Frage auf die Seite Groeners gestellt hätte. Denn wir wissen heute besser als 1919, welches hohe Gut die Einheit allen Deutschen bedeutet und wie schwer sie wieder zu gewinnen ist.

„Der Weimarer Staat blieb der Reichswehr wesensfremd.“ Wir haben den Eindruck, daß er dem Autor auch bei Niederschrift seiner Arbeit noch wesensfremd gewesen ist. Erfurth hat sich von Hindenburgs und Ludendorffs Erklärungen vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages über die Ursachen des Zusammenbruchs im Jahre 1918 nicht distanziert, obwohl die beiden Generale damals in unverantwortlicher Weise den Vorwurf des Dolchstoßes erhoben. Ein Augenzeuge jener Vernehmung der Generale, Professor Julius M. Bonn („So macht man Geschichte“), gibt ein düsteres Bild jenes Ereignisses.

Dieses Nichterkennen der geschichtlichen Wende, die nach dem 9. November 1918 offenbar wurde, ist eine der Ursachen für das Heraufkommen des Nationalsozialismus. Die schonungslose Offenheit, mit der beispielsweise die Amerikaner ihre Geschichte durchleuchten, ist den Deutschen weitgehend fremd.

Alexander Griebel

Kriegsdienstverweigerung

Als die Väter unseres Bonner Grundgesetzes den schon traditionellen Bestimmungen über die Religions- und Weltanschauungsfreiheit im (heutigen) Artikel 4 den neuartigen Satz hinzufügten „Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden“, ahnten sie wohl kaum, daß bald darauf die Juristen diese Norm einen „dunklen Orakelspruch des neuen Grundrechtskatalogs“ nennen würden, eine „in dogmatisches Dunkel“ gehüllte Rechtsnorm. Die jetzt im Verlag Herder, Freiburg, erschienene Studie von Gottfried Leder: „Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Zur Problematik des Art. 4 Abs. 3 des Grundgesetzes“ (X, 184 S. DM 12,80) bemüht sich, nicht nur Licht in dieses Dunkel zu werfen,

sondern auch den gesamten Fragenkreis dieses ungemein vielschichtigen Problems abzuschreiten und die einzelnen miteinander verflochtenen Problemabschnitte im ständigen Blick auf das Ganze zu behandeln.

Im ersten Teil der Arbeit geht es um eine beschreibende Darstellung des Gegenstandes, im zweiten um die wertende Erörterung der auftretenden Probleme. Demgemäß bringt der erste Teil eine Skizze der historischen Entwicklung des Rechts auf Kriegsdienstverweigerung und einen kurzen rechtsvergleichenden Überblick über die Gesetzgebung im Ausland; dem folgt eine Darstellung des deutschen Rechts und eine Unterscheidung möglicher Formen der Kriegsdienstverweigerung mit ihren verschiedenen Motivationstypen; schließlich finden sich Hinweise zu der Aufgabe, die den staatlichen Entscheidungsinstanzen zugemutet wird. Im bewertenden Teil der Arbeit bemüht sich der Verfasser über eine drei-stufige Einengung (durch Vergleich der Kriegsdienstverweigerung mit dem Akt und den Lehren des Widerstands gegen die Staatsgewalt, sodann mit den Lehren über die Erlaubtheit des Krieges überhaupt [bellum iustum aut iniustum], und schließlich durch die Abgrenzung zum Recht der freien Meinungsäußerung) den systematisch-dogmatischen Ort des Rechts auf Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen im Gesamt der Verfassung festzulegen. Gleichzeitig geht es ihm um eine Bestimmung der dieser Rechtssetzung innewohnenden materialen Voraussetzungen, die er zutreffend aufgrund einer naturrechtstheoretischen Interpretation im Bereich metajuristischer Normkomplexe verankert sieht. Als Basis dienen hierbei dem Verfasser einerseits das katholische Weltbild und zum anderen das von Smend begründete Verständnis der Grundrechte. Diese werden nicht nur als eine Berechtigung des Einzelnen gegen den Staat erkannt, sondern zugleich als Legitimitätsgrundlage des Staates selbst. Darüber hinaus aber auch als Elemente einer Ordnung, die sich durch das immer wieder neu zu schaffende Einverständnis der Bürger über die — durch Grundrechte gesicherten — gesellschaftlichen Grundwerte herstellt und auf diese Weise den Einzelnen in die staatliche Gemeinschaft integriert. Diese allen Grundrechten zugehörige dreifache Funktionsbestimmtheit — normieren, legiti-

mieren und integrieren — zeigt der Verfasser am Beispiel des Kriegsdienstverweigerungs-Grundrechts und bietet damit eine mögliche Methode umfassender Grundrechtsinterpretation. Damit entgeht er der nur zu häufigen Gefahr eines einseitigen Verständnisses der Grundrechte. Es wird deutlich, wie sehr das Problem der Freiheit zugleich das Problem der Anarchie ist und von der scharfen Spannung zwischen Kosmos und Chaos geprägt wird.

Zu der etwas leicht hingeworfenen Darstellung und Abwertung der Theorie des *ius ad bellum* des modernen Völkerrechts (S. 85f.) wäre anzumerken, daß unter der Herrschaft dieser Theorie des ritterlichen Turniers unbedingt gleichwertiger Staaten die hohe Kunst des Friedensschlusses aus Gründen wohlverständener Staatsraison noch blühte, die heute, nachdem aus dem Krieg der Staaten eine Vernichtungsaktion gegen diskriminierte Völker geworden ist, so ganz verschüttet zu sein scheint. Und wenn (S. 111) behauptet wird, daß ein Krieg von Staaten mit rechtsstaatlich-demokratischer Grundstruktur (fast) niemals ein ungerechtfertigter Angriffskrieg sein kann (dessen Definition bis heute nicht existiert!), darf sich der Leser über den noch jugendfrohen Optimismus des Verfassers freuen. Aber dies alles schmälert den Wert der Arbeit nicht, die als erste die vielfältige Problematik der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen in ein Ganzes zusammenordnet und gleichzeitig den nicht minder vielfältigen Stimmen und Argumenten aus allen Lagern ihr Recht werden läßt.

J. Stoltzenburg

Der biblische Friede ist Völkerfriede

Die Glaubens- und Gewissensfrage, wie der Christ sich zu Krieg und Kriegsdienst verhalten solle, hat Pfarrer *Walter Dignath* in seinem mit einer Fülle kirchengeschichtlicher Zitate versehenen Werk „*Kirche — Krieg — Kriegsdienst*“ (Hamburg-Volksdorf 195, Herbert Reich, Evangelischer Verlag GmbH, DM 6,—) mit großer Übersicht und Sorgfalt beantwortet. Er überprüft die theologisch-dogmatischen Vorstellungen bis in die vorkonstantinische Zeit des Römischen Reiches und stellt historisch wie auch dogmatisch überzeugend fest, daß die Stellung der Kirche zum Problem und zur Wirklichkeit des Krieges in der Ver-

gangenheit ständig von Widersprüchen und Inkonssequenzen bestimmt war. Eine klare Entscheidung fiel der Kirche infolge ihrer langen zwielichtigen Haltung schwer, die zusammenhängt mit ihrer Unsicherheit in dem Verhältnis zum Staat. Durch den Eintritt der Welt ins Zeitalter des Sozialismus, mit dem sich der Christ unserer Zeit auseinandersetzen muß, wird diese Unsicherheit noch gesteigert.

Der Verfasser zeigt, wie die frühchristliche Kirche tatsächlich noch auf Seiten der Armen und Entrechteten gestanden hatte und kompromißlos für den Frieden auf Erden eingetreten war, wie sie aber später schon die Reichen und Despoten unterstützte und deren Raubkriege billigte. Die Kirche verpflichtete sich dem Imperium Caesaris, überhaupt dem Staat schlechthin, und zwar auf Kosten des Regnum Dei, des Reiches Gottes, dessen Zeuge sie sein sollte. Diese Entwicklung reicht bis zum Imperialismus der Neuzeit, und Dignath setzt sich dabei auch mit der pseudochristlichen Wehrpropaganda und der verderblichen Rolle des deutschen Idealismus auseinander. Er deckt die innere Hohlheit und Wertlosigkeit von Begriffen auf wie „gerechter Krieg“, „Verteidigung des Vaterlandes“ etc. und bezeichnet es als christliche Aufgabe in dieser Zeit, die Scheinargumente zu entlarven, der Verführung der Gewissen entgegenzuwirken und vor der Kreuzzugs- und Hetzpropaganda zu warnen. „Untertanen allerdings werden diese Wege nie betreten, von diesen Möglichkeiten nie Gebrauch machen. Denn der Untertan lebt in der Angst, der Bürger in der Verantwortung.“

Dem Schlußkapitel stellt Dignath das schöne Wort von Walter Lüthi voran: „Der biblische Friede ist nie bloß Seelenfriede, er ist ohne Zweifel immer auch Völkerfriede.“ Das Ziel aller Friedensbestrebungen muß deshalb die Ächtung des Krieges als Mittel der Politik sein und bleiben. Der weite geschichtliche Bogen, den uns das Werk aufzeigt, wendet sich zurück zur urchristlichen Friedensethik. Die Kirche hat gegen jeden Krieg und alle Kriegsvorbereitungen Zeugnis abzulegen, denn „der Friede ist von Hause aus das legitime Kind der Kirche.“

Die in dem Buche angestellten theoretischen Untersuchungen und grundsätzlichen Überlegungen sind auch für den

Nicht-Theologen von höchstem Interesse. Jeder, der ernstlich bemüht ist, sich mit den Problemen auseinanderzusetzen, wird trotz häufiger Verwendung theologischer Fachausdrücke in dem Dignath'schen Werke reichhaltige Anregungen und Hilfen finden. Ein alphabetisches Register der zahlreichen Personen- und Organisationsnamen wäre wünschenswert, weil es den praktischen Wert des Buches erhöhen würde.

D. E. Ralle

Leben ist heilig...

— in welchen Formen und aus welchen Quellen es sich auch darbieten mag... Wie immer auch jedes in die Welt gerufene Dasein biologisch oder rassistisch eingeordnet sein mag, sein letzter geistiger Sinn entzieht sich unserem menschlichen Wissen und unserer Beurteilung“ (W. Koch). Mit solchen Urteilen aus wissenschaftlich gesicherter anthropologischer Gesamtkonzeption bietet eine Sammlung von 8 Vorträgen „Rassenfrage — heute“ förmlich einen Zitatenschatz für aktuelle Diskussionen (hsg. v. dt. Koordinierungsrat Frankfurt u. d. Ges. f. christlich-jüdische Zusammenarbeit München, Süddeutscher Verlag, München 1955, 95 S. brosch. DM 3,80). „Bei näherem Zusehen zeigt sich“, konstatiert St. Zurukzoglu zum Problem der Erbhigiene, „...daß wir weit davon entfernt sind, praktische Wege zu einer Vervollkommenung (der menschlichen Art) zu kennen, mehr noch, daß wir überhaupt nicht mit Sicherheit wissen, ob eine solche im Gange ist, die wir praktisch unterstützen könnten.“ Und auch „auf die ‚Züchtung‘ geistig hochstehender Menschen müssen wir nach den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit wohl endgültig verzichten.“ Klärend wirkt K. Sallers Kennzeichnung und Kritik der konkurrierenden Rassebegriffe, gründlich eine Skizze von W. Gröbinger über die Rassenfrage in der Literatur von Echnaton bis zur Gegenwart. Über Vererbung belehrt F. Mainx, von der Entstehung der Menschenrassen spricht K. Andersen. Einer Gegenwart, in der diffamierende Rassen- oder Volksdifferenzierungen noch durchaus zum Bestandteil massenhafter Halbbildung zählen, hält A. Wenzel entgegen: „Der Mensch‘ ist keine Abstraktion, wie so oft gesagt wird, jedenfalls nicht nur eine Abstraktion. Die Menschheit von heute, die durch die allseitige Kommunikation und Aufeinander-Angewiesenheit, durch

die Entwicklung der Verkehrstechnik und die Bedrohung durch die Kriegstechnik vor die Aufgabe gestellt ist, endlich einen modus vivendi, ein Auskommen zu finden, kann sich den Luxus nicht mehr leisten, sich in unversöhnliche Rassen und Völker zu spalten, sie kann sich aber auch die Barbarei nicht gestatten, den Begriff des Menschen als verpflichtenden Wesensbegriff zu entwerten.“

Ferdinand Seibt

Ein psychologisches Problem

Das Bild Freuds von der Psyche als einem ewigen Bauplatz, auf dem, wie in Rom, die Gehäuse der Gegenwart über den Bauten vieler Jahrhunderte sich erheben, gilt auch für die Soziologie. Die Strukturen und Institutionen, die abgerissen und überbaut wurden, sind dennoch da. Manche von ihnen sind zeit- und kulturbedingt, andere, wie die Herrschaft, gehören zu den fortwirkenden Elementen der Zivilisation selber. Mit ihnen sich auseinanderzusetzen, bleibt keiner Generation erspart. So die Prostitution. Zu der fast unübersehbaren Literatur haben zwei junge Gelehrte, Siegfried Borelli und Willy Starcke, an der Dermatologischen Klinik von Marchionini, München einen wichtigen Beitrag geleistet: „Die Prostitution als psychologisches Problem“ (Göttingen 1957, Springer-Verlag. 270 S. 22 Abb. DM 48,—). Das Werk geht, das sei vorweg bemerkt, über die engere psychologische Fragestellung weit hinaus, und darf allgemeines Interesse beanspruchen. Der erste Teil enthält eine Studie über Ursache und Bedeutung der Prostitution und die Persönlichkeit der Prostituierten. Der zweite Teil untersucht vergleichend Prostituierte und Frauen mit häufig wechselndem Geschlechtsverkehr (HwG). Die einleitende Geschichte gibt einen sehr gut formulierten Abriss der Institution und ihrer Beurteilung in den verschiedenen Kulturkreisen.

Im Großen und Ganzen haben sich die Klassen der puellae publicae (PP) durch die Jahrhunderte erhalten. Die Wertschätzung hat sich freilich verschoben, weil die Spitzen des Berufes als solche heute nicht mehr institutionalisiert und öffentlich erkennbar sind. Zugänglich waren sie auch früher nicht jedermann. Die gewöhnlichen Straßenmädchen erscheinen deshalb heute als der Kern des Problems, obwohl sie das nur

sehr bedingt sind. Mit Recht ziehen die Verfasser einen Vergleich von den „fahrenden Fräulein“, den Troßhuren des Mittelalters (Konstanzer Konzil etc.), zu den Fräulein, die heute von Messe zu Messe und Großveranstaltung zu Großveranstaltung ziehen. Nur wenige von ihnen sind Kontrollierte, die überwiegende Zahl dürfte zu den HwG gehören, von denen sich die meisten nicht registrieren lassen. Die Relation ist verblüffend. Für München werden 1955 angegeben: 660 eingetragene PP, 1340 erfaßte HwG und etwa 6—10 000 Heimliche gegenüber insgesamt etwa 3000 Prostituierten im Jahr 1911. Vom Rückgang des Gewerbes kann also wohl kaum gesprochen werden. Nach den 70 Befragungen durch die Autoren und den vorhandenen Studien scheint jedoch der literarische Apache vom Typ des Horst Wessel, der von den PP lebt, zu verschwinden. Ihrer Herkunft nach stammen 28 % der Mädchen vom Land, der Rest kommt aus städtischen Kleinbürgers- und Arbeiterfamilien. Der Anteil von Flüchtlings- und gestörten Familien ist hoch, der von bürgerlichen (je 3 % Akademikerkinder) erstaunlich gering. Das scheint der Nachprüfung wert. Offenbar spielt bei dieser Aufschlüsselung doch mit, daß die HwG aus bürgerlichen Verhältnissen weniger in Erscheinung treten, weil höhere Preise mehr privacy kaufen?

Die beschriebenen Fälle widerlegen die weitverbreitete Ansicht, daß die Prostitution vorwiegend durch Dominanzen der Trieberregbarkeit, Gemütsarmut, Willensschwäche und Debität verursacht würde. Solche Fälle gibt es; aber die Mehrzahl hat andere psychologische Ursachen: Minderwertigkeitsgefühle, Lebensangst, Mangel an Nestwärme in der Kindheit und soziale Anpassungsschwierigkeiten. Diese Ergebnisse sind hochbedeutsam. Von hier aus wäre weiterzufragen, wie die speziellen Charakteristika unserer von Konsumsteigerung und Konkurrenz getriebenen Gesellschaft das Phänomen beeinflussen. h. p.

Aufs Maul geschaut

Das literarische oder politische Wort ist nicht Ausdrucksmittel der Verständigung, sondern auch selbst geformte künstlerische oder politische Substanz. Am konkreten Beispiel untersucht *Waldemar*

Besson den Zusammenhang von Sprache und Politik: „Die politische Terminologie des Präsidenten Franklin D. Roosevelt“ (Tübingen 1955, J. C. B. Mohr. 205 S.).

Diese Analyse der Terminologie Roosevelts zielt auf eine Beschreibung seiner politischen Philosophie. Nach glaubhaften Zeugnissen hat Roosevelt, trotz der „ghost writer“ persönlich an der Formulierung seiner Reden mitgearbeitet. Aber in der politischen Sprache verwendet man meistens mit fester Bedeutung beladene Termini. Die persönliche politische Philosophie wird daher erst in der Bevorzugung bestimmter Worte deutlich. Ohne ein System konstruieren zu wollen, untersucht Besson die am häufigsten von Roosevelt gebrauchten Termini: Krise, Gegner, Tradition, Common Man, Nation, Regierung und Zukunft. Die Entwicklung dieser Terminologie von 1933 bis 1945 wird ausführlich unter die Lupe genommen.

Die vielfach dem technischen Bereich entnommenen Bilder zeigen den starken Glauben des Staatsmannes an das „Machen“, er ist ein Homo Faber Americanus. Aber er zeigt in seiner Metaphorik nicht nur das Ethos des Technikers und Pioniers, seine Bilder zeigen auch die Erfahrung eines im Wechsel Gleichbleibenden, der „permanenten Identität“ in den demokratischen Spielregeln der amerikanischen Tradition. Die hier enthaltene Ideologie ist gleichzeitig von wirtschaftlichem Denken geprägt. Wechselnde Bedeutungs Betonung sozialer oder wirtschaftlicher Färbung finden wir häufig in amerikanischen, politischen Schlüsselworten, etwa im Begriff „equality“. Die politische Sprache hat im Kampf um die Macht heute eine besondere Rolle, das bewies nicht nur die Sprachvergewaltigung durch die Nationalsozialisten. Stalins Kritik an dem sowjetischen Sprachwissenschaftler N. J. Marr leitete 1950 eine völlig neue Beurteilung der Sprache im sowjetischen Bereich ein. Seither rechnen die kommunistischen Theoretiker die Sprache nicht mehr zum ideologischen „Überbau“, sondern betonen die Eigenständigkeit einer klassenlosen Nationalsprache. Bessons Arbeit weist nicht nur am Sprachgebrauch Roosevelts die Terminologie einer amerikanischen Übergangsepoche nach, sondern regt uns darüber hinaus zur sorgfältigen Beobachtung unseres eigenen politischen Sprachgebrauchs an. Wolfgang Rieger

Hinweise

Lemberg, Eugen: Osteuropa und die Sowjetunion. Geschichte und Probleme. (Salzburg 1956, Otto Müller. 303 S. DM 12,90). Zweite, die Entwicklung seit 1950 ausführlich berücksichtigende, Auflage.

Helmer, Martin: Stalins Verbrechen. Chruschtschows Geheimbericht und die historischen Tatsachen. (Bonn 1956, Hrsg. Vorstand der SPD. 84 S.) Abdruck der wichtigsten Teile der Chruschtschow-Geheimrede auf dem XX. Parteitag der KPdSU mit ausführlichem kritischem Kommentar.

Hammer, Walter: Hohes Haus in Henkers Hand. (Frankfurt 1956, Europäische Verlagsanstalt. 2. Aufl. 132 S. DM 14,80) Vgl. unsere Besprechung in Heft 3/1956, S. 310.

Seraphim, Hans-Günther ed.: Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs 1934/35 und 1939/40. Quellensammlung zur Kulturgeschichte Bd. 8. (Göttingen 1956, Musterschmidt. 218 S. DM 15,80). Das von Dr. Seraphim sorgsam edierte und erläuterte Tagebuch gibt wichtige Aufschlüsse über Hitlers Kulturpolitik.

Chesser, Eustache: An der Schwelle des Lebens. Wegweisung für junge Menschen und ihre Erzieher. (Stuttgart 1956, Hans E. Günther & Co. 310 S. Leinen DM 13,80, kart. 11,80). Das Buch des bekannten englischen Arztes ist weit mehr als eine „Aufklärungsschrift“, hier wird nicht nur biologisches Tatsachenwissen vermittelt, sondern es werden außerdem in schlichter, einprägsamer Sprache alle geistigen und psychischen Probleme, die jungen Menschen Schwierigkeiten bereiten, eingehend erörtert.

Soroyan, William: Es endet in Gelächter. (Konstanz 1956, Diana Verlag. 248 S. DM 12,80). Eheroman mit tragischem Ausgang. So köstlich erfrischend Soroyans heitere Erzählungen und Anekdoten sind, in denen eine ganz originale Begabung ihre echte künstlerische Form gefunden hat, so sehr enttäuscht der hier anzukündigende Roman. Die Fabel überzeugt in ihrer Ausführung nicht. Die Menschendarstellung ist verschwommen, die Dialoge — besonders die der Kinder — unglaublich konstruiert.

Benz, Richard ed.: Deutsche Volksbücher. (Heidelberg o. J. Lambert Schneider. 671 S. DM 19,80). Fünf Volksbücher: Die sieben weisen Meister, Tristan

und Isolde, Fortunatus, Till Eulenspiegel, Doktor Faustus sind hier mit einem ausgezeichneten Nachwort von dem bedeutenden Literaturhistoriker neu herausgegeben.

Murtfeld, Robert: Balzac. (München 1956, Leo Lehnen, A. Francke, Dap-Taschenbücher Bd. 326. 146 S. DM 2,80) Vf. stellt dem Leser eindringlich Balzacs künstlerischen Entwicklungsgang vor Augen, schildert das Gesamtwerk und bringt den Leser den einzelnen Werken nahe.

Heiho unsere Welt. (Berlin, Morus-Verlag. 160 S. DM 5,80). Gutes Handbuch für katholische Kinder zwischen 7 und 10 Jahren: Rätsel, Spiele, belehrende und unterhaltende Geschichten.

McCoy, Horace: Ums nackte Leben (Berlin, Blanvalet-Verlag, 189 S. DM 12,50). Der hoffnungslose, zähe Kampf junger entwurzelter Amerikaner um eine Lebenschance wird mit erschütternder Nüchternheit dargestellt.

Möbus, Gerhard: Die Abenteuer der Schwachen. (Berlin, Morus-Verlag. 229 S. DM 7,80). Ein ausgezeichnete Beitrag zur Kinder- und Jugendpsychologie, der trotz mancher — durch die Grundkonzeption des Autors bedingten — Einseitigkeiten Eltern und Jugenderziehern wärmstens empfohlen sei. Das Buch bietet durch die Fülle einprägsamer Beispiele viele wertvolle Hinweise für den Erwachsenen, sowohl „normale“ wie „schwierige“ Kinder besser zu verstehen.

Kühner, Otto Heinrich: Wahn und Untergang. (Stuttgart 1956, Deutsche Verlagsanstalt. 312 S. 1 Karte. DM 12,80) Das hervorragende Buch zur gleichnamigen Sendereihe des süddeutschen Rundfunks schildert den Gesamtverlauf des Zweiten Weltkrieges unter gleichmäßiger Berücksichtigung der militärischen und politischen Ereignisse. Die Darstellung stützt sich ausschließlich auf gesicherte dokumentarische Unterlagen. Unter Mitarbeit von Karl Ebert, Oswald Hirschfeld, Guntram Prüfer, Herbert A. Quindt, Günther Reischle, Heinz Tebbe entstand hier eine konzentrierte, leicht verständliche Geschichte des Zweiten Weltkrieges, die viel dazu beitragen wird, die noch weithin herrschende Unkenntnis über Ablauf und Zusammenhänge bei jungen Menschen sowohl wie bei denen, die den Krieg miterlebt haben, zu beseitigen.

Vorläufer und Heiden?

In der Buchbesprechung von *Hans Kühner*, DR 4/57, 434 (Comte de Vélán, „Von Berlin nach Rom“) steht: „Als die vier großen Heiden und Vorläufer des Nazismus werden Friedrich II. von Preußen, Goethe, Wagner und Nietzsche bezeichnet. Drei davon geben wir zu...“ Ein größerer Gegensatz wie der von Friedrich II. und Hitler und allem, was zu Hitlers Zeit geschah, ist nicht denkbar. Schopenhauer sagt über Friedrich: „Daß Kant zugleich von und für die Philosophie leben konnte, beruhte auf dem seltenen Umstande, daß zum ersten Male wieder seit dem Divo Antonio und Divo Juliano ein Philosoph auf dem Throne saß: nur unter solchen Auspicien konnte die Kritik der Reinen Vernunft das Licht der Welt erblicken. Kaum war der König tot, so sehen wir auch schon Kant, weil er zur Gilde gehörte, von Furcht ergriffen sein Meisterwerk in der zweiten Ausgabe modifizieren, kastroieren und verderben, dennoch aber bald in Gefahr kommen, seine Stelle zu verlieren...“ Man stelle sich ein Urteil Schopenhauers über Hitler und seine Zeit vor. Schopenhauers beißend scharfes Urteil über den Ungeist, der als Geist auftritt; seine grenzenlose Verachtung für alles, was im Gesicht den Willensdienst als Dominante trägt; sein grimmiger Hohn über alles, was den Geist dem Willensdienste untertänig macht; seine herrische Verachtung für alles, was die Tat über den Geist stellt. Hören wir: „Es ist nun aber doch nicht anders: aristokratisch ist die Natur, aristokratischer als irgendein Feudal- und Kastenwesen. Demgemäß läuft ihre Pyramide von einer sehr breiten Basis in einen gar spitzen Gipfel aus. Und wenn es dem Pöbel und Gesindel, welches nichts über sich dulden will, auch gelänge, alle anderen Aristokratien umzustößen, so müßte es diese doch bestehen lassen, und soll keinen Dank dafür haben: denn die ist so ganz eigentlich „von Gottes Gnaden“. Friedrich II. sagt seinem Hofmarschall, der darauf aufmerksam macht, daß für Voltaire an der Tafel der regierenden Herren und nicht an der Tafel der Generale und Minister gedeckt sei: „Die bevorzugten Geister rangieren wie

die regierenden Herren.“ Schopenhauers Urteil über Friedrich II. als Philosophen entsprang seiner Grunderkenntnis, nicht einer geistigen Laune, die ja manchmal nicht uninteressant ist. Man spürt bei Schopenhauer, wenn er einer Laune unterliegt, so zum Beispiel in seinem Urteil über das Alte Testament. Er ist durchsichtig wie alle Genies, denn die Wand des Ich-Bandes betrügt nicht. Gerade diese Durchsichtigkeit des Genies hat ungeheuer groteske Urteile aus den Bezirken hinter der Ich-Wand über geniale Menschen erzeugt; und mehr über kein Genie als über Friedrich II. (Wozu hier nicht das Urteil Hans Kühners gezählt sein soll). Wenn man die Zeit des Nazismus mit der Zeit, der Luft vergleichen will, die um Friedrich war, so muß dies gesagt werden. Herr v. Saldern, als ihm Friedrich befahl, mit seinem Regiment das kurfürstlich-sächsische Schloß Hubertus zu plündern (um den großen Herren einmal zu zeigen, was der kleine Mann unter dem Kriege zu leiden hat): „Das geht gegen meine Ehre Euer Majestät“. Friedrich: „Saldern, Er will nicht reich werden.“ Nein, Herr v. Saldern wollte auf diese Weise nicht reich werden. Was galt ihm aller Besitz der Erde, wenn ihm ein Stäubchen auf die Ehre fiel, die im preußischen Offizierkorps Rang und Namen hatte. Als sich Friedrich nach dem Kriege bei einem Manöver leicht über das Kürassierregiment Nr. 8, die Seydlitz Kürassiere, mokierte: „Das Regiment reitet etwas kurz“, erwidert Seydlitz: „Das Regiment reitet wie bei Rossbach, Euer Majestät.“ Der König schwieg darauf. Es gehörte zu ihm, darauf zu schweigen. Friedrich Hebbel in seinem Tagebuch: „Friedrich war ein Despot; aber einer, dessen Leidenschaft zufällig das Gute war.“ Die Leidenschaften der Menschen haben gemeinhin andere Objekte. Hebbel in seinem Tagebuch, diesem Meisterwerk der Betrachtung der Welt aus der eigenen Höllenfahrt der Selbsterkenntnis, ohne die es nach Kant keine Vergötterung gibt; man kann auch sagen: keine Himmelfahrt. Es lohnt sich anzuhören, was Schopenhauer und Hebbel über Friedrich dachten. Übrigens sagt Schopenhauer in

seiner Kritik der Kantischen Philosophie noch dies: „Es ist gewiß keines der geringsten Verdienste Friedrichs des Großen, daß unter seiner Regierung sich Kant entwickeln konnte...“

Und Nietzsche? Wenige Lehren sind so verdorben in der Menschheit angekommen wie Nietzsches Lehre. Bei ihm ist Macht der feinste Stoff, zerbrechlich, weil er auf höchsten Forderungen thront, und darum immer in Gefahr. Verdorben wird Nietzsches Lehre von denen ergrif-

fen, für die Macht der derbste Stoff ist, stets um Sicherungen bemüht, damit alle Gefahr außer Sicht gerate. Das ist ja wohl der Kern.

Über Wagner läßt sich streiten; er hat wirklich einige Trompetenstöße, die wie ein Triumphgeschrei des Willens klingen; nur war der Grund echt. Dieser Wille posaunte sich nicht um seiner selbst willen aus; und deshalb ist auch der Parsival kein „Scheinchristentum“.

Leer/Ostfriesland

Martin Kiehr

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Alfred Weber	Der Beitrag der Juden zur Menschheitsgeschichte II
Elisabeth Dryander	Begegnung mit Makarios
Oskar Seidlin	Die Enthumanisierung des Mythos
Harry Pross	Heinrich Mann
Carl Haensel	Der moderne Mensch und die Tradition
Susanne Leonhard	Auguste Comte 1798 — 1857
Stefan Andres	Der Tod des Normers
Moritz Lederer	Baumeister des deutschen Theaters

Mitteilungen

Der Beitrag von Professor Dr. Walther Hofer ist ein Vorabdruck aus dem Dokumentarband „Der Nationalsozialismus“, der in diesen Tagen in der Fischer-Bücherei erscheint.

DER JOURNALIST

Handbuch der Publizistik

Bisher drei in sich abgeschlossene Bände: 1. Band (vergriffen); 2. Band 1956 und 3. Band 1957, je 416 Seiten und Bildteil auf Kunstdruck. Jeder Band Ganzleinen DM 24,— (4. Band 1958 in Vorbereitung)

PUBLIKATION

Deutsche Autoren- und Verlegerzeitschrift mit dem nun schon im 7. Jahr bewährten „Literarischen Markt“. Gedenktage, Informationen, Preisausschreiben, Adressenlisten, Angebote. Monatszeitschrift. Vierteljährlich DM 2,79

Verlangen Sie Prospekte und Probeexemplare

VERLAG B. C. HEYE & CO · BREMEN · POSTFACH 831

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: **Pierre Hubac** ist 1894 in Südfrankreich geboren. In Gafsa gaben ihm methodische Ausgrabungen und Forschungen auf den berühmten, in der Nähe der Stadt gelegenen Silexwerkstätten aus der frühen und jüngeren Steinzeit Gelegenheit, manchem ungelösten Rätsel der Urgeschichte auf die Spur zu kommen. Zwei Werke „Geodynamismus“ und „Die Nomaden“, das eine die klimatischen Veränderungen in der Vorzeit, das andere den Ursprung und die Entwicklung der primitiven Rassen behandelnd, waren die Früchte dieser Arbeit. „Karthago“ wurde erst nach einem mehr als zehnjährigen Aufenthalt in der unmittelbaren Umgebung des Ruinenfeldes der von den Römern in Grund und Boden zerstörten Stadt geschrieben. — **Paul Flora**, geboren 1922 in Glurns (Südtirol), lebt in Innsbruck. Die hier veröffentlichten Zeichnungen erscheinen im Herbst im Zürcher Diogenes-Verlag in einem Bändchen „Das Schlachtroß“; bei Piper erschien kürzlich „Menschen und andere Tiere“ mit einem Vorwort von Erich Kästner, früher kamen heraus „Floras Fauna“ (1953) und „Das Musenroß“ (1955) beide im Diogenes-Verlag. Buchillustrationen, Ausstellungen (Wien, München, Zürich), Teilnehmer Biennale Venedig, Ausstellung Sao Paulo. 1956 Österreichischer Staatspreis für Graphik. — **Thomas O. Brandt**, 1906 in Wien geboren, promovierte 1933 zum Dr. phil. Freier Schriftsteller, Verfasser zweier Bücher (Roman und Anthologie). Emigrierte 1938 nach den Vereinigten Staaten, verschiedenenorts pädagogisch tätig, lehrt seit 1947 deutsche Sprache und Literatur am Colorado College, Colorado Springs, Colo. 1956/57 studienhalber in Deutschland. — **Joachim Stoltzenburg**, 1921 geboren, Dr. jur., Bibliothekassessor in Stuttgart. Veröffentlichungen: „Vorschule der Rechtsphilosophie. Niederschrift einer Vorlesung von Radbruch“, 1947, „Das Problem des Überzeugungstäters“, 1949. — **D. E. Ralle**, 1920 in Wien geboren, Wirtschaftsjurist in München. Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft und der Internationale der Kriegsdienstgegner. — **Jochen Hoffbauer** stammt aus Niederschlesien, Jahrgang 1923. Lyrik und Prosa in Zeitschriften und im Funk, 1956 ein Bändchen Gedichte „Winterliche Signaturen“ (Eremiten-Presse). — **Leonore German**; 1927 geboren, arbeitet im Piper-Verlag, Presseveröffentlichungen.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co. Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Jundt, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — Spanien: Athenaeum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumburaci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.

Die Zeitschrift einer anspruchsvollen, internationalen Lesergemeinde

DIE KUNST UND DAS SCHÖNE HEIM

Monatsschrift für Malerei, Graphik, Plastik

Architektur und Wohnkultur

Vierteljährlich 3 Hefte DM 11,40. Im Ausland DM 12,60

Die NEUE ZÜRCHER ZEITUNG schreibt: „Die Weite der Umschau, welche die Monatshefte der bei Bruckmann in München erscheinenden Doppelzeitschrift DIE KUNST UND DAS SCHÖNE HEIM auszeichnet, äußert sich nicht nur in der Veröffentlichung internationaler Leistungen des Bauens, der Gartenkunst und des Kunsthandwerks, sondern – in dem der Malerei und Plastik gewidmeten Teil – auch in Bildveröffentlichungen aus dem Bereich der alten Kunst.“

Ein reich bebildeter Prospekt mit zum Teil farbigen Abbildungen vermittelt weitere Einzelheiten und geht Ihnen auf Verlangen kostenlos zu.

VERLAG F. BRUCKMANN · MÜNCHEN 20

PUBLIZISTIK

*Zeitschrift für die Wissenschaft von Presse, Rundfunk, Film, Rhetorik,
Werbung und Meinungsbildung*

HERAUSGEBER

EMIL DOVIFAT · WALTER HAGEMANN · WILMONT HAACKE

INHALT

der neuen Ausgabe (Heft 4/1957) u. a.:

HAGEMANN: Gibt es noch eine Tagespresse?

RITZEL: Zur Phänomenologie der Beredsamkeit

STOLL: Evangelische Zeitschriftenpresse 1956

HERRMANN: Die Lage der Presse in der Sowjetzone

Mitteilungen / Buchbesprechungen

Verlangen Sie Probeexemplare

VERLAG B. C. HEYE & CO. · BREMEN · POSTFACH 831



WALTHER HOFER

Der Nationalsozialismus

Dokumente 1933–1945

Bd. 172. 385 Seiten. Großband DM 3,30

Walther Hofer hat die wichtigsten politischen Dokumente der Jahre 1933–1945 ausgewählt und kommentiert. Durch die unwiderlegbaren Fakten dieser Dokumentation entsteht eine Geschichte des Nationalsozialismus, die jedem Leser ein objektives Urteil über das Dritte Reich ermöglicht.

MACHIARELLI

Auswahl und Einleitung: Carlo Schmid

Bd. 133. 222 Seiten. DM 2,20

Der bekannte Politiker Carlo Schmid zeichnet das Portrait des großen Staatsmannes und Denkers und zeigt in einer umfassenden Auswahl seiner Schriften, das Machiavellis Gedankengut bis in unsere Tage fortwirkt.

ALEXIS DE TOCQUEVILLE

Die Demokratie in Amerika

Herausgegeben und eingeleitet von J. P. Mayer

Vorwort von Carl J. Burckhardt

Bd. 138. 223 Seiten. DM 2,20

Tocquevilles Hauptwerk, das hier in einigen entscheidenden Teilen zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt wurde, stellt die Grundlagen des freiheitlichen Staates dar.

KARL MARX

Auswahl und Einleitung: Franz Borkenau

Bd. 112. 224 Seiten. DM 2,20

Aus dem Inhalt: Thesen über Feuerbach – Das kommunistische Manifest – Der Akkumulationsprozeß des Kapitals – Der Bürgerkrieg in Frankreich – Kritik des Gothaer Programms – Marx und der Panlawismus.

Das Fischer Lexikon Band 2

STAAT UND POLITIK

Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Fraenkel und Dr. Karl Dietrich Bracher

363 Seiten. DM 3,30

Hervorragende Politologen, Historiker, Soziologen, Juristen und Nationalökonomnen behandeln u. a. Arbeiterbewegung · Demokratie · Diktatur · Finanzpolitik · Gesellschaftstheorien · Gewerkschaft · Grundrechte · Imperialismus · Kapitalismus · Kommunismus · Liberalismus · Nation · Parlament · Parteien · Revolution · Staatstheorien · Verfassung · Völkerrecht · Wahlverfahren.

FISCHER BÜCHEREI

WILHELM ROESSLER

Neuerscheinung

Jugend im Erziehungsfeld

Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Jugend der Gegenwart

541 Seiten, Leinenband 24,— DM

Die heute so aktuelle und brennende Frage nach Verhaltensweise und Situation der Jugend läßt sich nur dann erhellend beantworten, wenn alle auf den jugendlichen Menschen wirkenden Kräfte und Mächte — das gesamte Erziehungsfeld — in ihren Wandlungen untersucht werden. Der Bonner Pädagoge zeichnet auf Grund seiner eindringlichen Durchleuchtung der pädagogischen, geschichtlichen und soziologischen Gegebenheiten der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts treffend die Lage der Jugend in unserer Zeit. Er bietet eine Diagnose, die über den Raum der Pädagogik hinaus stärkste Aufmerksamkeit finden wird.

AUS DEM INHALT

Einleitung / Strukturwandel in Gesellschaft und Landschaft / Veränderungen im Wachstumsprozeß der Jugendlichen (Problem der Akzeleration) / Das Bild der Jugend in der Sicht der zeitgenössischen Jugendkunde / Das Bild der Jugend in der zeitgenössischen Literatur.

Jugend im Lebenskreis der Bauern, Handwerker und Arbeiter / Jugend im altbürgerlichen Lebenskreis / Altständische Erziehungsinstitutionen / Der städtische Lebensraum der Jugend um die Jahrhundertwende / Jugend im neubürgerlichen Lebenskreis: a) das „Besitzbürgertum“, b) das „Kleinbürgertum“, c) der „neue Mittelstand“ / Jugend und Schule / Die Jugendbewegung.

Zerfall der Ordnungen nach dem ersten Weltkrieg / Jugend und Schule / Jeunesse dorée / Bündische Jugend / Hitlerjugend / Jugend zwischen den Ideologien.

Zusammenbruch der Illusionen / Allgemeine Feststellungen zur Situation der Jugend in Kriegs- und Nachkriegszeit / Westdeutsche Jugend nach dem zweiten Weltkrieg: a) Vorbemerkungen, b) Die Grundhaltung der heute Heranwachsenden / Frühe Kindheit und Krieg / Jugend und Technik / Verhältnis zur Natur / Verhältnis zum religiösen Raum / Jugend und Kunst / Jugend und Publizistik / Jugend, Staat und Vaterland / Ergebnis, c) Im häuslichen Lebenskreis / Der tägliche Pflichtenkreis / Verhältnis zu den Erwachsenen / In der Freizeit, d) Im außerhäuslichen Lebenskreis / Jugend und Straße / Jugend unter sich / Verhältnis zur Schule / Verhältnis zum Beruf / In der Berufsausbildung.

Rückblick / Anmerkungen / Literaturverzeichnis / Personen- und Sachweiser.

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung!



**PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF**

Vor kurzem erschien

Margarete Buber-Neumann

DVA

VON POTSDAM NACH MOSKAU

Stationen eines Irrweges. 468 Seiten. Leinen DM 16,80

„...In einem großartigen, offenen, sehr selbstkritischen Buch beschreibt Frau Buber-Neumann ihren Weg vom elterlichen Potsdam zum stalinistischen Moskau. Ihr Geist blieb über die Torturen und Enttäuschungen hinweg lebendig. Die Autorin kannte Dimitroff und Thälmann, Münzenberg und Neumann, Ulbricht und Pieck. Sie konspirierte in Berlin und Zürich, in Paris und Madrid — ein Rädchen im erbarmungslosen Uhrwerk der Komintern. Das Europa zwischen den beiden Kriegen zieht vorüber — eingefangen im Porträt einer Frau, die sich vor aller Begeisterung einer Sache verschwor, bis sie selbst auf die Schritte im Moskauer Hotel Lux horchte, die kamen, um auch sie zu liquidieren. Ihr ging es wie Münzenberg und Neumann, wie spanischen, französischen und russischen Kommunisten, die der blutigen Säuberungswelle in den Jahren 1936 — 38 zum Opfer fielen. An die Stelle der internationalen Revolution war der Parteikurs getreten: der Moloch fraß seine eigene Brut. — Das Buch ist keine Rechtfertigung, es ist auch kein Haßgesang wider Moskau. In ihm wird schlicht berichtet. Es ist das persönliche Dokument einer Frau, die zuviel Phrasen hörte, um mit den Worten noch leichtfertig umgehen zu können.“

Sonntagsblatt Hamburg

„...Ihre Erinnerungen sind das durch und durch von Wahrhaftigkeit geprägte Bekenntnis eines Menschen, der furchtbar geirrt und den Irrweg mit grausamster Not und Pein bezahlt hat.“

Süddeutsche Zeitung München

deutsche Verlags-Anstalt